4.

Das

Evangelium

eines

armen Sünders.

Von

Wilhelm Weitling.

(: Hochinteressant, sehr selten :)

Bern.
Druk und Verlag von Jenni, Sohn.
1845.

STAATLICHE BIBLIOTHEK BAMBERG

Einleitung.

Arme Sünder und Sünderinnen! dieß Evangelium ist für euch; machet daraus ein Evangelium der Freiheit.

Ihr alle, deren Glaube wankt und deren Wissen noch auf keiner festen Basis ruht, deren Hoffnungsanker auf dem Meere des Zweifels den Grund verliert, kommt und schöpft daraus neuen Muth und neue Hoffnung.

Wenn auch die Deutungen und Auslegungen der Pfaffen und Vorrechtler jeden Funken Liebe für das kirchliche Evangelium in eurer Brust ausgelöscht haben, so weiset doch dieses nicht verächtlich zurück; es ist von keinem Heiligen, keinem Pfaffen, keinem Frommen oder Tugendhaften, sondern von einem Sünder.

Wenn ihr in euren Zweifeln der Rechtfertigung, und in den Stürmen eurer Leidenschaften des Trostes und der Hoffnung bedürft, wenn ihr euch nach einem bessern Leben sehnt, und der Herr Pfarrer euch dazu keine befriedigenden Rathschläge giebt, wenn euch derselbe bei den Leiden, die euch zu Boden drücken, auf Demuth

und Entsagung verweist und die Befriedigung eurer Bedürfnisse und Begierden auf den Himmel vertröstet, so haltet ihm dieß Evangelium vor.

Wenn euch armen Sündern, bei den Tempelreinigungsversuchen, einige Münzen der umgeworfenen Wechslertische an den Fingern hängen bleiben, und sie euch deßwegen vor ihre Gerichtshöfe zur Rechenschaft ziehen, so haltet ihnen dieß Evangelium vor.

Wenn man, ohne Rücksicht auf eure von der Arbeit gehärteten Hände zu nehmen, euch euer Glas Wein oder Branntwein mit bittern Vorwürfen vergällt, so schlaget dieß Evangelium auf; ihr werdet darin einen finden, der die Freuden der Tafel auch nicht verschmähte, einen Freund der Zöllner und der Sünder, vor welchem wohl die Moral eurer Gegner verschrumpfen wird.

Mit verschwenderischen Händen hast du deine köstliche Salbe verschüttet, büßende Magdalena! Sünderin mit den schmachtenden Augen! Du ließest die frevelnden Hände des kleinen Liebesgottes in den Schönheitsknospen deines Frühlings wühlen, und setztest ihm nur schwachen Widerstand entgegen. Du schwächtest die Leidenschaften, indem du ihnen Sieg auf Sieg gewährtest: Königin der Leidenschaften, du hast sie jetzt besiegt.

Laß andere immerhin sich mit dem Mantel der Scheinheiligkeit bedecken, und sich mit Frömmigkeit,

Unschuld und Keuschheit brüsten, sie haben noch die Proben zu bestehen, in welchen du die Fähigkeit der Tugend gerettet hast, ohne die der Leidenschaft zu verlieren. Du hast viel arme Sünder gemacht, Magdalena! Wenn dich das Vorurtheil drob verachtet, so schlage ihnen dieß Evangelium auf, und sprich: Wir haben viel geliebt, uns wird auch viel verziehen werden.

Kommt alle her, die ihr arbeitet, die ihr mühselig, beladen, arm, verachtet, verspottet und unterdrückt seid; wenn ihr Freiheit und Gerechtigkeit für alle Menschen wollt, dann wird dieß Evangelium euren Muth von Neuem stählen, und eure Hoffnung frische Blüthen treiben.

Dann wird es die bleichen Wangen der Sorge wieder färben, und in das Auge des Kummers einen schönen Strahl der Hoffnung werfen.

Der Vorurtheile finstere Nebel wird es dann zerstreuen, und einen zündenden Strahl der Liebe in die verschlossenen Herzen werfen.

Die entmuthigten schwachen Herzen wird es stärken, und in das Hirn des Zweiflers die Macht der Ueberzeugung gießen.

Auf die Stirn des Verbrechers wird es den Kuß der Verzeihung drücken, und die finstern Mauern ihrer Kerker mit einem Schein der Hoffnung lichten.

Den Mammonszauber wird es dann vernichten, und dem Heer der Armen und der Sünder das Reich der Freiheit laut verkünden.

Den Glauben wird es aus seinem Irrthum reißen, die Bahn der Hoffnung lichten, und der Liebe und der Freiheit Gluth in aller Sünder Herzen schütten. So geschehe es!

Glauben und Wissen.

So lange wir Kinder sind, glauben, denken und handeln wir wie die Kinder; erst wenn mit der Erfahrung unsere Ueberzeugung reift, wissen, denken und handeln wir wie Männer.

Ein Kind, das von seinen Lehrern lernen will, muß ihren Worten Glauben schenken, bis es durch wiederholtes Nachdenken und eigene Ueberzeugung und Erfahrung in den Stand gesetzt wird, dieselben der Prüfung zu unterwerfen; thut es dieß nicht, so wird es eine zweite, oft sehr verspätete Lehrzeit machen müssen, und dadurch eine schöne Zeit für dasselbe unbenützt verloren gehen. Haben indessen die Schüler Lehrer, die selbst in den Grundsätzen, die sie lehren oder lehren müssen, der Wahrheit nicht sicher sind, die also selber nur glauben, nicht aber wissen, was sie lehren, so geht in diesem Falle durch den Unglauben der Schüler für letztere und für die wissenschaftliche Bildung derselben nicht mehr verloren, als durch ihren Glauben.

So lange unser Verstand noch nicht reif genug ist, eine Wahrheit zu erfassen, müssen wir, wenn dieß zur Erfassung derselben nöthig ist, uns Anfangs mit dem Glauben an dieselbe beschränken; sobald aber durch wiederholte Belehrung unsere Erfahrung und Ueberzeugung gereift sind, verwandelt sich unser Glauben in Wissen.

Jede Wahrheit ist nämlich nicht so leicht faßlich, daß uns die Prüfung derselben gleich nach der ersten Erklärung möglich wäre. Oft, nachdem wir uns Jahre lang beflissen haben, dieselben kennen zu lernen, sind wir erst nicht einmal im Stande, ein gründliches Urtheil darüber zu fällen. Nur mit Geduld und Ausdauer gelangt man zu der Möglichkeit der Lösung schwieriger Fragen; je entfernter wir aber einer Wahrheit stehen, um so mehr Glauben und Vertrauen müssen wir in dieselbe setzen, wenn wir durch die Erkenntniß derselben uns und Andern zu nützen suchen. Allmälig je näher wir dieser Erkenntniß rücken, je mehr wir die neue Wahrheit auffassen, verwandelt sich der Zustand des Glaubens in den des Wissens, sowie der des Lernens in den des Lehrens; es ist dieß eine fast unbemerkbare Uebergangsperiode, wie die des Körpers eines Kindes zum reifern Mannesalter.

So lange wir also eine Sache nur glauben, sind wir von der Wahrheit und Untrüglichkeit derselben noch nicht überzeugt; denn glauben heißt nicht wissen. Der, welcher eine Sache weiß, ist mehr von der Wahrheit derselben durchdrungen, als der, welcher sie nur glaubt; denn das Wissen stützt sich auf Thatsachen und Beweise, der Glaube aber nur auf Ahnungen und Muthmaßungen, auf schriftliche oder mündliche Mittheilungen, deren Echtheit zu beweisen noch die nöthigen Kenntnisse fehlen.

Es giebt Gesellschaften und Individuen, welche im Vergleiche zu andern Gesellschaften und Individuen und in Bezug auf ihre geistige Ausbildung Kinder geblieben sind; auf diese macht sich vorzüglich der Glaube geltend, wo hingegen er Andern, die in der wissenschaftlichen Bildung gereift sind, entbehrlich wird, weil er

sich bei der Vermehrung ihrer Kenntnisse in Wissen verwandelt hat.

Jeder Volkslehrer, Jeder, der auf die Erziehung und Bildung des Volks Einfluß übt, muß daher nicht bloß glauben, was er lehrt, sondern er muß es wissen, muß von der Wahrheit des Gegenstandes durchdrungen sein, muß Beweise dafür liefern können, und die Kritik eher hervorzurufen als zu beseitigen suchen.

Da der Volkslehrer — worunter wir Aeltern, Vormünder, Meister, sowie jenen Lehrenden verstehen — bei ganz Unwissenden, bei Solchen, die noch Kinder am Geiste sind, um sich ihnen mit der Zeit begreiflich zu machen, durchaus nöthig hat, daß seine Zuhörer ihm Glauben schenken, so erfordert es die Wichtigkeit der Sache, daß er bei diesen einiges Zutrauen genieße, um so mehr, je unwissender sie sind, und je schwieriger es hält, ihnen die Grundlagen und den Nutzen irgend einer Wissenschaft begreiflich zu machen; er muß also durch sein Amt und seine Stellung bei ihnen imponiren.

Ein Solcher hat nun freilich, wenn er von andern Lehrern systematisch unterstützt wird, die geistige Entwicklungsperiode seiner Schüler ganz in seiner Gewalt; von ihm hängt es größtentheils ab, sie in der Sphäre des Glaubens niederzuhalten, oder sie durch den Glauben zum Wissen heranzubilden, und ihnen auf diese Weise Gelegenheit zu geben, letzteres in eigener Thätigkeit immer mehr zu erweitern.

Diesen Umstand haben die Klassen der Vorrechtler, welche die heutige gesellschaftliche Organisation leiten, zu ihrem ausschließlichen Interesse benutzt. Sie, welche wenig mehr glauben, weil sie viel wissen, sind überzeugt, daß mit der Erweiterung der wissenschaftlichen Bildung

der Massen diese das schlaue Gewebe entdecken würden, welches bisher ersteren die Regierung der Angelegenheiten Aller, sowie die Duldung und Ergebung der letzteren sicherte. Darum suchte man auf alle Weise zu verhindern, daß sich die Volksbildung aus dem Bereich des Glaubens herausarbeite und das Gebiet des Wissens betrete.

Die Gewalt und das Geld in den Händen der Vorrechtler waren mächtige Mittel, die Pläne derselben durchzusetzen. Mittelst derselben kam das sämmtliche Lehrpersonal so ziemlich unter ihren alleinigen Einfluß zu stehen.

Der Glaube, welcher als Mittel dienen sollte, um das Wissen zu erleichtern, wurde nun Zweck, und das Wissen wurde das Mittel, diesen Zweck zu erreichen.

Anstatt daß das Volk glauben sollte, um Etwas zu lernen, muß es nun lernen, um Etwas zu glauben, was die Lehrenden selber nicht glauben.

Man bedient sich des Glaubens, nicht um zu lehren und zu lernen, sondern man lernt und lehrt, um zu glauben, das heißt: um am Ende trotz allem Lehren und Lernen nichts zu wissen.

In den Kirchen haben Jahr aus Jahr ein die Priester allein das Wort, welches sie nicht einmal nach eigener freier Wahl, sondern nach einer ihnen vorgeschriebenen systematischen Ordnung führen müssen; der andächtige Philister von heute wagt dabei kaum einen halblauten Stoßseufzer unter die Kanzel zu schicken, während der müde Bauer sich dazwischen eins schnarcht.

Vor 1800 Jahren durfte ein zwölfjähriger Knabe es wagen, in dem Tempel unter den Alten das Gesetz auszulegen, während ein Schneidergeselle, der dieß vor

mehreren Jahren in einer Kirche zu Prag wagte, dafür 3 Jahre auf die Festung geschafft wurde *).

Staat und Kirche — darüber sind sie einig, das Volk im Glauben zu unterrichten, statt es durch den

*) Diesen Fall erzählte mir in Prag der Herbergswirth oder Herbergsvater, wie man ihn dort nennt. Erwähnter Schneider war früher sein Lehrling gewesen und hatte sich immer durch fleißiges Bibellesen und Kritisiren der wichtigsten Stellen in derselben ausgezeichnet. Einmal fiel er in der Kirche seiner Konfession während der Predigt dem Pfarrer in das Wort und qualifizirte ihn als einen Lügner, indem er ihm durch Bibelstellen das Gesagte widerlegte. Man konnte mir die fragliche Stelle in der Predigt, sowie auch die darauf entgegneten Bibelstellen nicht angeben. Genug, der Vorfall erregte solchen Skandal, daß der Gottesdienst nicht fortgesetzt werden konnte. Noch am selben Tage wurde der junge Mann arretirt und auf die Festung geschafft. Seine Freiheit verdankte er nach ungefähr drei Jahren der Neugierde und wahrscheinlich auch der Sympathie des Erzbischofs von Prag. Dieser ließ ihn um diese Zeit zu sich führen und examinirte ihn wegen besagten Vorfalls. Er wußte denselben so geschickt aus der Bibel zu vertheidigen, daß der Erzbischof sich bewogen fühlte, ihm seine Freiheit zu bewirken. Einige Zeit darauf befand er sich wieder einmal während der Predigt in Gesellschaft eines seiner Freunde in der Kirche (seine Verwandten trugen nämlich Sorge, ihn nicht mehr allein hineingehen zu lassen), als er bei einer Stelle der Predigt, welche ich leider auch nicht angeben kann, auf Einmal vor Entrüstung ganz roth wurde; sein Freund nahm ihn sogleich beim Arm und zog ihn zur Kirche hinaus, ihn fragend, was er denn schon wieder habe. Ach! sagte er, in Thränen ausbrechend, ich kann es nicht ruhig mit anhören, daß man meine Brüder drinnen so schändlich belügt.

Glauben für das Wissen heranzubilden und so den Glauben als Mittel zu jenem höheren Zweck zu gebrauchen. So weit ist man auch gekommen, die Glaubensfreiheit zu beschützen; gebt uns die Freiheit des Wissens, ohne welche die des Glaubens der Menschheit keinen Segen bringen kann.

Beide, der Glaube wie das Wissen, werden immer ihr Reich behaupten; aber man unterdrücke nicht das eine zum Vortheil des andern, und am wenigsten das letztere zum Vortheil des ersteren; denn der Glaube ist begrenzt, er hört da auf, wo das Wissen anfängt, und fängt da an, wo dasselbe wieder aufhört. Das aber hat keine Grenzen, weil solche nur in der höchsten Idee der Vollkommenheit denkbar wären; von dieser aber kann sich der Mensch keinen Begriff machen.

Was man nur glaubt, kann man Niemandem beweisen, wohl aber, was man weiß.

Wenn man uns sagt: ich glaube dieß und jenes, so kann dieß auch gelogen sein, und Niemand kann beweisen, daß es eine Lüge ist; wenn er aber sagt: ich weiß dieß und jenes, so muß er es beweisen können, weil sonst Andere beweisen würden, daß das Vorgeben eine Lüge war.

Ihr glaubt alle an Gott; was glaubt ihr, daß Gott sei?

Der Inbegriff höchster Vollkommenheit, werdet ihr antworten.

Gut! das glaubt der Evangelist auch.

Diesen Glauben läßt sich die mit tausenderlei Leiden und Schwächen bedrängte Menschheit nicht rauben. Schonet denselben; es sei und bleibe ihr ein Nothanker in den wilden Stürmen dieses so verhängnißvollen Lebens,

den sie, wenn auch auf dem höchsten Grad irdischer Glückseligkeit angelangt, nicht wird entbehren können.

Wohl ist das Wissen stark genug, sich in seiner geistigen Kraft über jede Glaubensform, ja über jeden Glauben hinwegzusetzen; aber wer ist so kühn zu behaupten, daß er die Geheimnisse der Gefühle und Ahnungen des menschlichen Herzens in ihren tiefsten Tiefen studirt habe, und sein Wissen für immer genügen werde, seine Gefühle zu befriedigen?

Mann des Wissens! du bist stark genug, dem Tode in seiner scheußlichsten Gestalt, hinter sich eine leere, gräßliche, stille Ewigkeit, stolz und trotzig ins finstere Auge zu blicken; aber hast du auch vorausgesehen, bist du gewiß, daß diese stolze Kraft dich in keinem Augenblicke des Lebens verlassen wird? Können nicht mit der Zerstörung deiner physischen Kräfte auch deine geistigen zu Grunde gehen? Kannst du nicht wieder in geistiger Beziehung in denselben Zustand der Kindheit zurückversetzt werden, aus welchem du dich zu dem hohen Grad des Wissens emporarbeitetest, auf welchem dir jetzt der Glaube so kinderschwach und kleinlich erscheint? Tod und Grab werden dich nicht schrecken, stolzer Mann; aber wird, wenn dir das Schicksal die bitterste Hefe seines Leidenskelches vorsetzt, wenn Alles, was dir lieb und theuer war auf dieser Welt, dir den Rücken kehrt, wenn keines Freundes Brust dir mehr entgegen schlägt, wenn alle Leidenschaften sich vereinigen, dir die stolze Kraft zu brechen, die dir im Busen lodert, — wird, frage ich, dein Wissen im Stande sein, die Verzweiflung zu bemeistern, die sich deiner Seele bemächtigt?

Du brauchst einen Trost, eine Stütze, eine Zuversicht in solchen fürchterlichen Augenblicken. Weise ihn

jetzt in der Fülle deiner Kraft nicht übermüthig zurück. Erhalte dir einen heiligen Glaubensfunken in der weiten fühlenden Brust; erhalte ihn dir für den Augenblick, wenn deine geistige Kraft unter der Last moralischer Leiden zusammen zu brechen droht; erhalte ihn dir, er wird vielleicht die eisige Brust von Neuem erwärmen und das Verlorne dir darin ersetzen. Du schontest diesen Gottesglauben in der Brust der Schwachen und Kleinen, du kannst ihn nicht ganz in der eigenen Brust zerstören, denn deine Erfahrung ist noch nicht zu Ende, und dein Wissen dauert nur mit deiner Kraft.

Wir arme Sünder glauben auch alle an Gott, obwohl wir nicht viel davon sprechen und selten zu ihm beten; aber was *wissen* wir von Gott? — Nichts!

Denket euch die unendlichen Räume voller Atome, wie die große Wüste voller Sandkörner; denket euch alle diese Atome unter eine einzige große Zahl; denket euch, diese Zahl sei von Ewigkeit bis auf unsere Zeit her mit einer gleichen Zahl multiplizirt worden, und das Facit dann wieder eben so; denket euch die dadurch herauskommende ungeheure Zahl als die Summe von Räthseln, welche die Menschheit noch eines nach dem andern zu lösen hätte; *sobald sie das letzte wird gelöset haben, wird sie erst recht wissen, was Gott ist.*

Darum laßt uns glauben!

Hoffnung.

Dort lehnt, gestützt auf seinen Stab, ein müder Greis an der Straßenecke, kummervolle bittende Blicke

auf die Vorübergehenden werfend. Er hofft auf Almosen, um damit sein mattes Lebensflämmchen zu nähren, dessen Fett in den Dochten Anderer verflackerte.

Aber wir armen Sünder theilen solche Hoffnungen nicht.

Ich armes unglückliches Geschöpf, seufzt hier eine alte Mutter, bin ich denn wirklich nur zum Unglück geboren? Du lieber Gott, womit hab' ich denn dieß harte Schicksal verdient, daß ich in meinen alten Tagen von meinem einzigen Kinde so verlassen sein muß. Wenn mich nur der liebe Gott zu sich nähme, daß mein Jammer ein Ende hätte.

Verzweiflen Sie nicht; wenden Sie ihre Zuversicht auf Gott, der die Bitten der Wittwen und Waisen erhört, raunt ihr hier tröstend der Pfarrer zu.

Aber wir armen Sünder verlassen uns darauf nicht.

Da komme ich nun wieder zurück mit leerem Korb und leerem Magen, seufzt hier eine Andere; die Nachbarin will mir nichts mehr borgen, der Bäcker kein Brod mehr auf Kredit geben, auf dem Pfandhause mir Niemand etwas auf diese Hadern leihen; drin warten drei hungrige Kinder und eine kranke Mutter auf mich, und morgen will der Hausherr den Zins haben. Lieber Gott, habe Mitleiden mit uns armen Geschöpfen, und sende uns einen barmherzigen Engel, der uns aus dieser Noth errette!

Wir arme Sünder warten darauf nicht.

Was werde ich geplagtes Thier denn noch Alles auf dieser Welt leiden müssen? seufzt hier wieder eine Andere; die alte Mutter ist nun schon so lange krank, die Kinder lassen mir den ganzen Tag keine Ruhe; bald fehlt dieß, bald fehlt jenes; ich soll für Alles Rath schaffen;

und nun legt sich der Mann auch noch aufs Krankenbett. Das halte ich nicht aus; wenn das nicht anders wird, dann springe ich noch ins Wasser.

Seien Sie standhaft, liebe Frau, der liebe Gott wird Ihnen dort oben Alles reichlich vergelten, sagt hier ein gutmüthiger, wohlbeleibter Nachbar.

Wir arme Sünder vertrösten uns darauf nicht.

Das alles sind unsere Hoffnungen nicht.

Aber auf die Zeit hoffen wir, in welcher der arme Mann nicht mehr um die Fristung seiner Existenz zu bitten und zu betteln braucht, sondern, wie alle Uebrigen, seinen Platz an der reichbesetzten Tafel der gütigen Mutter Natur gedeckt findet.

Auf die Zeit hoffen wir, wo man nicht mit leeren Körben den leeren Mägen entgegentreten muß, wo Niemand mehr genöthigt sein wird, von dem Nachbar zu borgen; auf die Zeit, in welcher keine Pfandhäuser mehr nothwendig sind und kein Hausherr mehr den Zins fordert.

Auf die Zeit hoffen wir, in welcher Niemand mehr die Sorge für seine Familie, für Kranke und Kinder allein übernehmen muß, in welcher Niemand mehr der Sorge für seine Existenz wegen versucht wird, sich in der Verzweiflung das Leben zu nehmen.

Auf ein ewiges Leben, auf Vergeltung dort oben hoffen wir nicht, so lange es hier unten nicht besser wird; daß es aber bald anders und bald besser werde, darauf hoffen wir; auf ein sorgenfreies, glückliches Leben und auf Gerechtigkeit für alle Menschen auf Erden, darauf hoffen wir.

Das Besserhabenwollen dort oben hat der Egoismus erfunden, dessen Habgier sich hier unten nicht genug

sättigen konnte. Besser wollen wir arme Sünder es dort oben gar nicht haben, als es hier unten für uns sein könnte; daß es aber besser werde, und zwar recht bald, das hoffen wir. Nur indem wir für diese Hoffnung kräftig arbeiten, befördern wir jene; nur indem wir dem irdischen gewissen Glück in lustiger Gemeinschaft theilhaftig zu werden trachten, erleichtern wir uns das Streben nach der himmlischen Glückseligkeit.

Geduld und Muth! das Wort, was noch vor Kurzem unbemerkt und unvernehmbar, gleich dem Rieseln kleiner, unter Gräsern versteckter Bäche an unsern Ohren vorbeiglitt, ist nun eine brausende Fluth geworden welche noch an den Teichen der alten Gesellschaft brandet; bald wird es einen donnernden Durchbruch geben.

Darum laßt uns hoffen.

Liebe.

Kann der Mensch das Geheimniß dieses allmächtigen Zaubers ergründen, welcher alle Wesen mit süßer, heiliger Wollust umschlingt?

Kann er den Grad ermessen, bis zu welchem das Gefühl dieses Zaubers in seiner Brust auflodern wird?

Giebt es eine größere Kraft, eine größere Allmacht, eine höhere Vollkommenheit, als die, welche wir durch dieses Gefühl zu ahnen fähig sind?

Da stehen wir auf einmal mit all unserm Wissen am Rande des Wissens, nur das geheimnißvolle Gefühl unserer Liebe drängt unsere Ahnungen ungestüm über die Gränzen desselben hinaus, ein Bild der höchsten Liebe, ein Bild Gottes uns suchend, welches doch nur

unsere beschränkten Sinne uns sehr unvollkommen zu geben im Stande sind.

Laßt uns einen Menschen machen, ein Bild, das mir gleich ist, ließ Moses seinen Gott sprechen.

Laßt uns einen Gott machen von einem Menschen, der ihm gleich ist, sagte der Christ, und der Gottmensch entstand.

Gott und die Liebe, diese ewigen Räthsel, wurden nun von der Lehre des Gottmenschen in eines verschlungen; der Christ sagte: Gott ist die Liebe.

Jahrhunderte sind seit der Zeit dahin gerollt, Gott und die Liebe blieben ein Räthsel, das Lehramt wurde eine Profession, die Religion eine Sklaverei, und aus dem Christengott machte man ein Ungethüm, einen Gott in menschlicher Gestalt, ohne menschliche Schwächen!

O ihr blinden Pharisäer! welches Verdienst hätte denn dieser Gott für uns gehabt, wenn er nur in menschlicher Gestalt unter uns gelebt, wenn er alle unsere Schwächen, Mängel, Gebrechen, Leidenschaften und Unvollkommenheiten nicht selbst mitgefühlt hätte? Wären der bittere Kelch am Oelberge, die Betrübniß seiner Seele, die Schmerzen des blutigen Kreuzestodes alsdann nicht alles nur Form und Schein gewesen, von welcher das Innere solcher unbegreiflichen Gottheit nichts gefühlt hätte?

Noch immer groß und erhaben steht dieser Gottmensch mit seiner Lehre und seinen Handlungen, seinen Tugenden und seinen Fehlern in der Geschichte da. Laßt ihn so, wie er ist, aber gebt dieser Menschengestalt nicht den unnatürlichen, undenkbaren Begriff höchster

Vollkommenheit, welcher das Wissen immer mit Erfolg bekämpfen wird.

Wollt ihr, daß man den Glauben respektire, so respektirt auch das Wissen, und so umgekehrt.

Die Religion muß zerstört werden, um die Menschheit zu befreien, dieß war der Grundsatz Voltaire's und Anderer. Lamennais und vor ihm viele christliche Reformatoren, wie Karlsstadt, Thomas Münzer und Andere, zeigten, daß alle demokratischen Ideen der Ausfluß des Christenthums seien.

Die Religion muß also nicht zerstört, sondern benützt werden, um die Menschheit zu befreien.

Das Christenthum ist die Religion der Freiheit, der Mäßigkeit und des Genusses, und nicht die der Unterwerfung, der Verschwendung und Entbehrung.

Christus ist ein Prophet der Freiheit, seine Lehre die der Freiheit und Liebe, und er darum uns ein Sinnbild Gottes und der Liebe.

Wir können unsere Gedanken nicht in die leeren Räume versenken, wenn wir das Bedürfniß fühlen, die Geheimnisse unsers Herzens, die Gefühle unsers Dankes vor dem Begriff Gott auszuschütten; wir müssen uns in solchen Fällen also ein Bild von ihm machen, und dieses Bild ist Christus.

Dieser Christus aber muß, wenn wir ihn lieben sollen, uns armen Sündern Freund und Bruder sein, kein übernatürliches, undenkbares Wesen, sondern wie wir, denselben Schwächen unterworfen.

Das aber ist er auch gewesen, wie wir in diesem Evangelium finden werden.

Und darum lieben wir ihn! —

Was ist die Bibel?

Das ist eine Sammlung alter, aus alten Sprachen übersetzter, vor den Erfindungen des Papiers und der Buchdruckerkunst von verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten geschriebener Bücher, zu welcher man vor ungefähr 1500 Jahren das neue Testament fügte, aus einer, damals neuern Sammlung verschiedener, von verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten geschriebener Bücher bestehend.

Wie mühsam das Abschreiben eines solchen Buches auf Pergamentblätter oder auf die Blätter des Papierbaums gewesen sein mag, besonders in den damaligen Zeiten, wo die Kunst des Schreibens etwas so äußerst Seltenes war, kann sich der Leser leicht vorstellen, ebenso, wie unsicher es ist, zu behaupten, daß nicht in der langen Zeit und den in derselben stattgehabten Christenverfolgungen einzelne Blätter aus demselben verloren gegangen sein sollten.

Wenn bei allen widrigen Verhältnissen die Urkunden unbeschädigt und unverfälscht geblieben sind und so auf unsere Zeit übertragen wurden, so ist dieß gewiß ein sehr merkwürdiger Zufall.

So viel ist indeß sicher, daß Menschen die Urkunden geschrieben haben, nach welchen man diese Bücher anfertigte, und dieß genügt, um jede Prüfung der darin enthaltenen Wahrheit oder Irrthümer zu rechtfertigen, denn die Menschen irren, und wenn Einige, wie Sokrates, Konfuzius, Christus und Andere, Wahrheiten lehrten, die Jahrtausende hindurch Wahrheiten blieben, so beweiset das nicht, daß diese Wahrheiten nicht noch der Vervollkommnung fähig wären.

Die Geschichte liefert uns eine Menge merkwürdiger Beispiele über die verschiedene Auslegung der im neuen Testament enthaltenen Grundzüge des Christenthums. Oft erhoben sich darüber Streitigkeiten und blutige Kriege, deren Ausgang über Sein oder Nichtsein ganzer Völker entschied. Millionen Menschen würgten sich im blinden Fanatismus ab, ohne zu wissen warum. Jedes der verflossenen 18 Jahrhunderte hatte seine religiösen Schlachtopfer, seine blutdürstigen fanatischen Tyrannen aufzuweisen. Immer wurde über den Sinn dieser Christuslehre gestritten, und noch heute wird sie nicht begriffen, noch heute theilen sich die Bekenner dieser Lehre in mehr als 100 im Glauben von einander verschiedene Sekten, und jeder einzelne Bekenner der verschiedenen Sekten hat in Bezug auf die Praxis seines Glaubens wieder eine besondere Ansicht, je nach seiner Bildung und seinen Interessen.

Es giebt heute Apostel, die ihrer Sekte gleichsam sagen: da habt ihr die Bibel, leset darin und glaubet Alles nach dem Buchstaben. Mit diesem Vorsatz wollen wir sie nicht in die Hand nehmen, sondern wir wollen prüfen, was darin steht, und mit Allem, was diese Prüfung besteht, unser Wissen bereichern; alles Uebrige: dessen Aechtheit wir weder beweisen, noch bestreiten können, worüber wir also nichts Bestimmtes w i s s e n, wollen wir g l a u b e n.

Nun glaube ich, daß in den vier Evangelien nichts absichtlich von der Wahrheit entstellt ist; dieß leuchtet wenigstens aus der Freimüthigkeit hervor, mit welcher die Apostel einzelne Schwächen ihres Meisters, so wie ihre eigenen sehen ließen, und sich nicht bemühten, sie der Nachwelt zu verdecken.

Diese Männer waren sonach über die Vorurtheile ihrer und zum Theil auch unserer Zeit in dieser Beziehung erhaben, und nur Rousseau kann ihnen in neuerer Zeit darin zur Seite gestellt werden. Rousseau, der in seiner „Beichte“ uns bekennt, daß er einst ein silberdurchwirktes Band gestohlen, und als man es in seinem Koffer gefunden, vor der Herrschaft der Magd ins Gesicht behauptet habe, sie habe es ihm gegeben.

Meine Aufgabe ist nun nicht die, die Irrthümer und Widersprüche der Geschichtschreiber aufzusuchen und ans Licht zu ziehen, deren es, wie Strauß bewiesen hat, nicht wenig giebt, was auch bei einem Werk, wie die Bibel, das von mehreren Schriftstellern zusammengetragen, was zu ganz von den unsern verschiedenen Zeiten geschrieben wurde und so manchen Verfolgungen und manchem Zufall ausgesetzt war, nicht zu verwundern ist, — sondern ich will alles darin enthaltene Wesentliche, Bestimmte und Mögliche, worauf sich unser Christenthum stützt, für wahr annehmen, und daraus das Prinzip des Christenthums, sowie die von den Stiftern desselben angewandten und vorgeschlagenen Mittel, die Verwirklichung dieses Prinzips zu erreichen und anschaulich zu machen, zu erklären mich bemühen.

Hierbei kann ich mich natürlich nur an die Lehre, an die Worte Christi selbst halten, so wie sie die Evangelisten niedergeschrieben haben, nicht an die seiner Nachfolger, welche, wie die Erfahrung lehrt, nur Verwirrung in diese Lehre gebracht haben. Nicht einmal die den Evangelien nachfolgenden Epistel und Sendschreiben habe ich, die darin enthaltenen Thatsachen ausgenommen, um die Lehre zu erklären, in Betracht gezogen; denn wenn diese Etwas lehrten, so mußte es doch nothwendiger

Weise mit den Worten und Handlungen ihres großen Meisters übereinstimmen, wo nicht, so war es ein Widerspruch. Ich habe mich also in Betreff der Apostelgeschichte in der Epistel nur an einige Thatsachen gehalten, die darin erwähnt werden.

Es ist wahr, ich habe lange nicht mehr der Andacht wegen die Kirche besucht, habe lange nicht mehr gebetet, und werde wohl auch so bald nicht wieder beten, es sei denn, daß ich die Verwirklichung der christlichen Liebe, das Herannahen des Reichs Christi noch sähe. Verkenne deßhalb der Leser meine Absicht nicht: alles, was ich hierin erklärend sage, hat den Zweck, das Grundprinzip Christi, die Lehre der Nächsten- und der Feindesliebe, in Allem recht deutlich und Allen recht empfänglich zu machen, denen es noch nicht deutlich ist, die noch nicht empfänglich dafür sind. Ich bin ein enthusiastischer Anhänger dieser Lehre, wenn ich es auch in der Befolgung derselben noch nicht weit habe bringen können. Wer also in mißverstandenem religiösen Eifer der Erklärung dieses Evangeliums wegen in mir einen Feind sieht, der vergesse nicht, daß er als Christ eben darum verpflichtet sei, mich zu lieben. Daß dieß übrigens in den jetzigen Verhältnissen keine leichte Aufgabe ist, werde ich an mir selber gewahr.

Der Zimmermann und seine Brüder.

Merkwürdiger und fast unbegreiflicher Weise wird von den schönsten 18 Lebensjahren Jesu, von den seit seinem 12. bis zu seinem 30. verlebten, in den Evangelien gar nichts Näheres, keine einzige Handlung, kein

Charakterzug, kurz gar weiter nichts erwähnt, als daß er mit seinem 30. Jahre ein Zimmermann war.

Er hatte also sehr wahrscheinlicher Weise das Zimmerhandwerk bei seinem Vater Joseph erlernt, und in demselben bis zu seinem 30. Jahre stille und unbemerkt gearbeitet. Erst zu dieser Zeit machte er sich seit seinem ersten Auftreten im Tempel wieder in der Oeffentlichkeit bemerkbar. Wir finden darüber Markus Kapitel 6. Verse 2 und 3 folgendes:

V. 2. Und als der Sabbath kam, hob er an zu lehren in ihrer Schule, und Viele, die es hörten, verwunderten sich seiner Lehre, und sprachen: Woher kommt denn solches? Und weß Weisheit ist es, die ihm gegeben ist, und solche Thaten, die durch seine Hände geschehen?

V. 3. Ist er nicht der Zimmermann, Mariä Sohn, und der Bruder Jakobi und Joses und Judä und Simonis? Sind nicht auch seine Schwestern allhier bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm.

Er war also ein Zimmermann, als er sein Lehramt antrat, und war nicht das einzige Kind der Maria, denn diese hatte nach ihm noch 4 Söhne und 3 Töchter gehabt.

Joseph wußte bei seiner Verlobung mit der Maria von ihrer Schwangerschaft noch nichts; als er dieselbe entdeckte, gedachte er seine Verlobte heimlich zu verlassen. Math. 1. V. 19.

Er änderte jedoch seinen Vorsatz, beschloß aber, ihr vor der Geburt ihres ersten Sohnes nicht beizuwohnen. Math. 1. V. 25.

Ob dieß dem Evangelisten von Joseph oder von der Maria mitgetheilt wurde, wird nicht bemerkt; jedenfalls konnten es nur diese beiden veröffentlichen.

Obwohl nun unbestreitbar klar und deutlich in diesen Stellen gesagt wird, daß Maria nicht dies einzige

Kind gehabt habe, sondern deren von Joseph noch mehrere gehabt hat, so lesen doch unter dem heutigen System des blinden Glaubens die meisten Christen über diese handgreiflich deutlichen Stellen hin, ohne zu wissen, was sie lesen. Ich kannte welche, die, obgleich fleißige Bibelleser, dennoch hitzig bestritten, daß in der Bibel stehe, Jesus habe Brüder gehabt, bis sie überwiesen wurden.

Eben so unerhört kommt es Vielen vor, daß Jesus ein Zimmermann gewesen sein soll, und einige Schriftsteller behaupten sogar, er habe in Griechenland studirt. Wir unsererseits hingegen haben gar keinen Grund, zu bezweifeln, daß er ein Zimmermann gewesen sei. Von einem armen Zimmermann erzogen, hatte er also auch wahrscheinlich dessen Handwerk gelernt, wie aus obigen Stellen hervorgeht.

Dasselbe oder doch wenigstens ein Beweis, daß er nach dem Wissen seiner Landsleute nicht studirt hatte, geht auch aus folgender Stelle hervor.

Joh. 7. V. 15. Und die Juden verwunderten sich und sprachen: Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat?

V. 16. Jesus antwortete ihnen und sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß der mich gesandt hat.

Er war nämlich nicht der erste und alleinige Verkünder und Verbreiter dieser Lehre, sondern dieselbe ging von einem weit verzweigten Männerbunde aus. In dieser geheimen Schule hatte Jesus diese Lehre studirt und dieselbe verbreitet, wie alle übrigen Mitglieder; aber Zimmermann war er deßwegen doch. Ich werde dieß näher erklären im folgenden Kapitel.

Unglauben und Zweifel.

Der Glaube macht selig und das Wissen befriedigt. Wähle nun davon ein Jeder den Theil, der seinen geistigen Kräften und den Verhältnissen seines Lebens am wohlthätigsten zusagt.

Der Glaube, wenn er sich auf eine Wahrheit stützt, die freilich nicht immer der Lernende, sondern vielmehr der Lehrende erkennen kann, erleichtert jenem das Wissen; stützt indeß der Lehrende ihn absichtlich auf einen Irrthum oder eine Lüge, so befördert er die Unwissenheit.

Von dieser Seite muß der Begriff des Glaubens, der in den Evangelien so oft anempfohlen wird, aufgefaßt werden. Je schwieriger der Begriff einer Lehre, einer Wissenschaft für die Lernenden ist, um so mehr ist der Glaube an die Wichtigkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit derselben nöthig; wo aber das Wissen mit seiner allgewaltigen Kraft das Dunkel des Glaubens durchbricht, ist jede Bemühung, es in den Sphären desselben niederhalten zu wollen, ein Beweis, daß der Lehrende diesen Glauben nicht als Mittel anwandte, um die Lernenden leichter zur Entdeckung der Wahrheit zu führen, sondern als Mittel, sie zu versteckten Zwecken in Irrthum und Unwissenheit zu erhalten. Pithagor theilte seine Schüler je nach ihren Fortschritten, in mehrere Grade, in welchen sie in immer größere Geheimnisse eingeweiht wurden. Diesen war doch in den untersten Graden, wo sie mit den tiefsten Geheimnissen der Lehre noch unbekannt waren, der Glaube unentbehrlich, ebenso dem unwissenden Volke, das Jesus belehrte.

Die Stellung eines Mannes, der seinem Zeitalter eine andere kühne Richtung geben will, ist immer sehr

schwierig. Je höher seine Ideen gehen, um so mehr Vorsicht muß er gebrauchen, nicht durch Vortragung der kühnsten Folgerungen derselben die Begriffe seiner Zuhörer zu verwirren; er kann ihre Vorurtheile nicht mit Einem Male über den Haufen rennen, sondern muß sie oft mit Hülfe der Vorurtheile selbst zu untergraben suchen.

Andererseits verhindern ihn die Verfolgungen derjenigen, deren System, Gesetze und Institutionen er anzugreifen oft genöthigt ist, sich klar und deutlich auszusprechen; er wird dann in diesem Falle um so schwieriger verstanden.

Pithagor wie Jesus, beide wollten eine radikale Umgestaltung aller socialen Verhältnisse und hatten es mit einem unwissenden, in Vorurtheilen und im Aberglauben lebenden Volke zu thun. Die, deren Bildung weit genug gediehen war, um die neue Lehre zu fassen, waren durch ihre sociale Stellung oder aus Eitelkeit und Neid Feinde derselben und suchten dieselbe auf jede Weise beim Volke und bei der Regierung zu verdächtigen.

Pithagor theilte die höheren und tieferen Geheimnisse seiner Lehre nur den durch sehr schwere Prüfungen bewährten Schülern in geheimen Zusammenkünften mit; diese Prüfungen waren so streng, daß oft den Schülern ein zwei- bis fünfjähriges Schweigen auferlegt wurde.

Diese Abtheilung in Grade war sehr weise und wohl berechnet; denn eine Wissenschaft, welche ein mehrjähriges Studium erfordert, kann um so leichter begriffen werden, wenn die Schüler nach ihren gemachten Fortschritten, nach ihrer Liebe für die Sache, ihrem Muth und ihrer Ausdauer klassifizirt werden.

Der Kommunismus war die Wissenschaft, welche sowohl Pithagor als Christus lehrte; wie weit verzweigt dieselbe aber in allen ihren Folgerungen, verbunden mit den zur Verwirklichung derselben anzuwendenden Mitteln, ist, und wie schwer dieselbe von dem vor 1800 Jahren lebenden Volke zu begreifen war, besonders weil sie, um Verfolgungen zu entgehen, mit vorsichtiger Verkleidung gelehrt werden mußte, wird Jeder wohl einsehen, dem es noch klar ist, welche Verwirrung das Auftauchen dieser Lehre vor Kurzem selbst in den Köpfen unserer Gebildeten erregte.

Von einem Volke, was auf einer so niedern Stufe der Bildung stand, wie das damalige, mußte natürlich Jesus für die hohe Lehre, der er Eingang verschaffen wollte, den Glauben als Grundbedingung verlangen; denn gleich von Allen begriffen zu werden, war unmöglich und die Lehrzeit konnte keine lange sein; denn das sah er voraus, daß er seinen Verfolgern, trotz aller Vorsicht, bald in die Hände fallen würde.

Wenn also der Glaube in den damaligen Verhältnissen eine unbedingte Nothwendigkeit war, so folgt nicht daraus, daß er es heute noch sei, wenigstens sollte er es im Christenthum nicht mehr sein, weil wir ja doch nun schon 1500 Jahre dasselbe unterstützen und verbreiten, ohne daß sich dieser Verbreitung eine politische oder religiöse Macht entgegensetzt. Nun, wenn man 1500 Jahr lang frei und ungehindert eine Lehre verbreitet, wenn diese Verbreitung durch die Erfindung der Buchdrukerkunst, dadurch, daß jetzt die große Mehrzahl der Christen lesen und schreiben kann, erleichtert wird, so sollte doch endlich unser Wissen über das christliche Prinzip so weit gediehen sein, daß wir des Glaubens nur noch für die

Belehrung der Schwachen und Kinder, nicht aber für die Erwachsenen und Kräftigen mehr bedürfen.

Wo man also heute unser Wissen unter die Form des Glaubens zwängen will, da ist Betrug, Irrthum und Täuschung mit im Spiele, da soll der Glaube als Mittel für die Erreichung verschiedener unedler oder abscheulicher Zwecke gebraucht werden.

Wer eine alte Lehre bekämpft, um eine neue einzuführen, muß beweisen, daß die alte Lehre oder die Form der alten Lehre ein Irrthum war, daß die Anhänger derselben sich irrten, folglich nicht wußten, sondern glaubten. Auf diese Weise glaubte Jesus selbst den mosaischen Satzungen nicht, in welchen er erzogen worden war, wenigstens beobachtete er einzelne Formen derselben nicht. Er fastete nicht und ließ seine Jünger nicht fasten, hatte Umgang mit den Heiden und Sündern (schlechten Menschen, wie man heute sagen würde) und heilte die Kranken am Sabbath. So wie nun Jesus nicht Alles glaubte, so glaubten ihm selbst auch die Apostel nicht Alles, und noch weniger glaubte ihm das Volk.

Einmal predigte Jesus in der Stadt Philippi von der Auferstehung am dritten Tage. Darüber nahm ihn Petrus auf die Seite und suchte ihn abzuhalten, in dem Sinne fortzufahren. Mark. 8. V. 32.

Nach seiner Auferstehung wurden die Eilfe auf einen Berg berufen und sie fielen vor ihm nieder; Etliche aber zweifelten. Math. 28. V. 17.

Als die Weiber den Aposteln die Nachricht von der Auferstehung Jesu brachten, glaubten sie ihnen nicht. Lukas 24. V. 11. heißt es hierüber:

Und es däuchten sie ihre Worte wie Mährchen, und glaubten ihnen nicht.

V. 13. bis 32. dieses Kapitels wird des Spazierganges nach Emmaus erwähnt, einem Flecken, 16 Feldweges von Jerusalem. Auf diesem Wege traf Jesus mehrere seiner Jünger, welche ihn nicht erkannten, obgleich es am hellen Tage war, und ihn für einen Fremden hielten. Endlich erkannten sie ihn am Brodbrechen.

Denselben Abend erschien er den Aposteln, welche schon Nachricht von seiner Auferstehung hatten. Er wies ihnen seine Hände und Füße, ließ sie dieselben anfühlen, aber sie glaubten noch nicht, daß er es sei. V. 41.

Merkwürdig ist die Geschichte mit der Speisung der 5000 Mann, so wie deren Folgen. Joh. Kap. 6. Man sieht hieraus, wie leicht das Volk durch das materielle Interesse für den Augenblick an eine Person oder Sache zu fesseln ist, wie leicht es sich mit dem Brodkorb regieren läßt. Nachdem die 5000 satt geworden waren und Zeichen gesehen hatten, sprachen sie (V. 14): das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.

V. 15. Da Jesus nun merkte, daß sie kommen würden und ihn haschen, um ihn zum König zu machen, entwich er abermals auf den Berg, er selbst allein.

V. 16. Am Abend aber gingen die Jünger hinab an das Meer.

V. 17. Und traten in das Schiff, und kamen über das Meer gen Kapernaum. Und es war schon finster geworden, und Jesus war nicht zu ihnen gekommen.

Nun wird erzählt, wie die Jünger Jesum auf dem Meere gehen sahen, wie sie sich vor ihm fürchteten und

er ihnen sagte: Ich bin es, fürchtet euch nicht. Dieß geschah nach V. 21. kurz vor der Landung, nahe am jenseitigen Ufer.

Da wollten sie ihn in das Schiff nehmen und alsobald war das Schiff am Lande.

Jesus kam also mit seinen Jüngern zur gleichen Zeit, wenn auch auf verschiedenen Wegen, des Nachts am jenseitigen Ufer an. Das Volk übernachtete indeß an der Stelle, wo es gespeiset worden war. Es war also offenbar darauf abgesehen, das Volk, das nicht immer von Jesus gespeiset werden konnte, weil er oft selber für sich und seine Jünger nichts zu essen hatte (siehe Math. 21. V. 18. 19. und Math. 12. V. 1.), sich vom Halse zu schaffen; darum entwich er vorher allein auf einen Berg und ließ dann seine Jünger ihm folgen; darum übernachteten sie nicht mit dem Volke auf derselben Stelle, sondern fuhren noch bei finsterer Nacht an das jenseitige Ufer über.

V. 22. Des anderen Tages sah das Volk, das diesseits des Meeres stand, daß kein anderes Schiff daselbst war, denn das einige, darein seine Jünger getreten waren, und daß Jesus nicht mit seinen Jüngern in das Schiff getreten war, sondern seine Jünger allein weggefahren waren.

V. 23. Es kamen aber andere Schiffe von Tiberias her nahe zu der Stätte, da sie das Brod gegessen hatten durch des Herren Danksagung.

V. 24. Da nun das Volk sah, daß Jesus nicht da war, noch seine Jünger, traten sie auch in die Schiffe, und kamen gen Kapernaum, und suchten Jesum.

V. 25. Und da sie ihn fanden jenseits des Meeres, sprachen sie zu ihm: Rabbi, wann bist du hergekommen?

V. 26. Jesus antwortete und sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, ihr suchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brode gegessen habt und satt geworden seid.

V. 27. Suchet nicht Speise, die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben.

Nach Vers 15. entwich Jesus also, um nicht von dem Volke zum Könige gemacht zu werden, wenigstens erklärt dieß der Evangelist so aus seiner Antwort; V. 21 geht indeß klar hervor, daß er weniger befürchtete, zum Könige gemacht zu werden, als vielmehr diese Leute entweder fortwährend speisen zu müssen, oder das Zutrauen bei ihnen zu verlieren. Darum antwortete er ihnen auf eine Weise, die ihnen die Hoffnung auf eine zweite Speisung nehmen mußte, indem er ihnen vorneweg sagte, sie wären nur des Brodes wegen gekommen, sie sollten Speise suchen, die nicht vergänglich sei, d. h. ihm die Mühe ersparen, wieder so viele Tausende speisen zu müssen. In diesem Sinne fährt er fort, zu ihnen zu sprechen, und erwähnt das Brod seines Vaters im Himmel, welches das rechte Brod sei.

V. 33. Denn dieß ist das Brod Gottes, das vom Himmel kommt, und giebt der Welt das Leben.

V. 34. Da sprachen sie zu ihm: Herr gieb uns allewege solches Brod.

Hier verlangten sie von ihm nun geradezu dieses Brod, von welchem er zu ihnen spricht; er mußte also, wenn er nach dem Sinne und den Begriffen des Volkes kein Brod wie Tages vorher geben konnte, hier wieder einen Ausweg finden.

V. 35. Jesus aber sprach zu ihnen: **Ich bin das Brod des Lebens.** Wer zu mir kommt, **den wird nicht hungern**, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.

Davon aber hatte das Volk nichts im Magen; es war an ihm Tages vorher von demselben Jesus eine wunderbare Speisung geschehen; es erwartete nun nichts Geringeres, als die Wunder würden in diesem Sinne fortfahren, und verlangte vielleicht in diesem Falle nichts mehr, als mit ihm im Lande herumzuziehen und ihm zuhören zu können.

Solcher öftern wunderbaren Speisung war er ja gerade entwichen; sagen konnte er ihnen dieß nicht, sonst hätten sie alle mitsamen an ihn den Glauben verloren, den er sich durch alle Wunderwirkungen bei ihnen verschafft hatte. Er gab also dem Brod und der Speisung diesmal eine andere Deutung, welche indeß auch nicht befriedigte, wie wir sehen werden.

V. 41. Da murrten die Juden darüber, daß er sagte: Ich bin das Brod, das vom Himmel gekommen ist.

V. 42. Und sprachen: Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, deß Vater und Mutter wir kennen? wie spricht er denn: ich bin vom Himmel gekommen?

Hier war nun nichts Anderes zu thun, Jesus mußte hier nun Brod verschaffen, wie Tages vorher, oder den Unglauben des Volkes aufs Höchste steigern; denn sagen durfte er ihnen nach der wundervollen Speisung nicht: ich habe selbst nichts zu essen, ich kann euch kein Brod mehr geben.

Er wandte das letztere Mittel an, d. h. er steigerte ihren Unglauben aufs Höchste.

V. 51. Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brode essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.

V. 52. Da zankten die Juden unter einander und sprachen: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?

Auch seinen Jüngern selber war dieß zu stark.

V. 60. Viele seiner Jünger, die das hörten, sprachen: Das ist eine harte Rede, wer kann sie mit anhören?

V. 61. Da Jesus aber bei sich merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen, ärgert euch das?

Das beweiset hinlänglich, daß die Jünger Jesu selbst keineswegs an den blinden Glauben gebunden waren, noch daß Jesus verstand, sie daran zu binden; sie widersprachen und murrten gerade so, wie wir heute auch, und wenn sie nicht damals schon widersprochen hätten, so hätten wir jedenfalls heute widersprochen.

Aber bei dem Murren und Widersprechen blieb es nicht.

V. 66. Von dem an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.

So fand schon damals vor 1800 Jahren jeder grelle, aller gesunden Vernunft und Ueberzeugung widerstreitende Lehrsatz, so wie jeder, der in unverständlichen, unsinnigen Phrasen eine tief verschlossene Wahrheit barg, Zweifel, Widerspruch und Unglauben bei dem denkenden Theil der Zuhörer. Ohne dem ist auch gar keine Entwickelung des Wissens denkbar.

Unser Zweifel und unser Unglaube finden also selbst in den Evangelisten ihre Rechtfertigung. Damals schon wurde Jesus von seinen treuesten, eingeweihtesten Jüngern verläugnet, verrathen und verlassen; sie fielen ihm ins Wort, widersprachen ihm, murrten über ihn und glaubten ihm nicht; was geschähe nicht erst heute, wenn Jemand unter uns als Christus, wenn unter den Juden der Messias aufträte, auf den sie warten, und so einer aufträte, wie damals Jesus der Zimmermann, und so verachtet wie er? Wahrlich, ihm wäre unter uns größeres Leid widerfahren, als damals; er hätte nicht Gelegenheit gefunden, seine Rolle so lange und so kühn zu spielen.

Jesus war also im vorliegenden Falle offenbar in die Nothwendigkeit versetzt, sich irgend einer Mystifikation zu bedienen. Er hatte hier nur zwischen drei Dingen zu wählen: entweder sich vor dem hungrigen Volke zu verbergen, oder dasselbe von Neuem zu speisen, oder irgend einen Vorwand zu finden, warum er es nicht wieder speise. Er wählte, wiewohl nicht mit dem Erfolg, wie er es wünschte, das letztere.

Nun wird man nicht gerne eingestehen wollen, daß Jesus sich auch der Täuschung zur Verbreitung seiner Lehre bedienen mußte. Auch ich habe ungern diese Erklärung gegeben, allein ich habe die Beweise dafür deutlich in den Evangelien gefunden.

Jesus lehrte z. B. oft in Gleichnissen; diese verstanden selbst seine Jünger nicht; er hatte aber Sorge, sie ihnen zu erklären, wenn er mit ihnen, sowie mit den Eingeweihtesten, allein war.

Markus 4. V. 34. Und ohne Gleichniß redete er nichts zu ihnen: aber insonderheit legte er seinen Jüngern Alles aus.

Warum legte er es aber dem gesammten Volke, das doch noch weniger fähig war, diese Gleichnisse zu verstehen, nicht auch aus? In Folgendem erklärt er sich darüber einigermaßen.

Math. 13. V. 11. Euch ist gegeben, daß ihr das Geheimniß des Himmelreichs vernehmet, diesen aber ist es nicht gegeben.

V. 12. Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat.

Hier wird nun gesagt: „denn wer da hat" rc.; wovon aber die Rede ist, das müssen wir aus Vers 11 errathen.

Auf keinen Fall kann aber hier etwas Anderes als Verstand oder Erkenntniß der Wahrheit gemeint sein; also hieße der Satz verdeutlicht ungefähr so: denn wer Verstand hat, der wird seinen Verstand durch die Lehre bereichern; wer aber keinen hat, der wird davon erst recht verwirrt werden, der wird auch noch den Verstand verlieren, den er hat. Ist diese Auslegung richtig oder nicht?

Als Beweis der Richtigkeit derselben wird uns Markus im 4. Kapitel noch zu Hülfe kommen.

V. 10. Und da er allein war, fragten ihn um dieses Gleichniß die um ihn waren, sammt den Zwölfen.

Also nicht vor dem Volke fragten sie ihn, sondern nachdem die Vertrautesten mit den Jüngern und ihm alleine waren. Da nun diese nach der Auslegung des Gleichnisses fragen müssen, also um so mehr hätte das Volk derselben nöthig gehabt, aber er gab sie ihnen

nicht; folglich konnte dasselbe nur durch die Gleichnisse getäuscht werden.

V. 11. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reichs Gottes zu wissen; denen aber draußen widerfährt es Alles durch Gleichnisse.

V. 12. Auf daß sie es mit sehenden Augen sehen, und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen; auf daß sie sich nicht dermaleins bekehren, und ihre Sünden ihnen vergeben werden.

Hier spricht sich doch die Absicht der Täuschung klar und deutlich aus. Also damit sie es nicht verstehen, redet Jesus zu ihnen in Gleichnissen; nicht allein damit sie es nicht verstehen, sondern sogar, damit sie in der Dunkelheit bleiben, und dadurch verhindert werden, daß sie sich bekehren und ihnen verziehen werde. Das ist mehr, als absichtliche Täuschung, ist es auch zugleich böser Wille, der mit der von Jesus gepredigten Friedesliebe nicht zu vertheidigen ist? Doch der Zweck entschuldigt das Mittel.

Ich hätte diese Stelle in dem Kapitel „Der fehlende Jesus“ beigefügt, allein es ist hier zur Rechtfertigung meiner Auslegung der Fleisch- und Brodgeschichte nothwendiger, jedenfalls aber tritt dieser Ausdruck mit in die Reihe der Fehler unsers Jesu, die wir alle bei uns in größerem Maße wiederfinden.

Versetzen wir uns nun wieder einmal recht lebhaft in die Stellung Jesu, damit wir mit dem Begriff „Volk“ nicht irregeführt werden. Zum Volke, von dem der Evangelist spricht, gehörten natürlich alle Individuen! die bei den Gleichnissen zugegen waren, also auch seine Jünger und Anhänger, denen er nicht in dunkeln

Bildern zu sprechen brauchte, weil sie mit den nöthigen revolutionären Maßregeln zur Verwirklichung der neuen Lehre einverstanden waren; allein zum Volke gehörte auch die große Masse, die nur Zeichen und Wunder sehen wollte, und ohne diese kein Zutrauen zu einem Propheten gewinnen konnte. Zu dieser nun konnte Jesus nicht von den zur Verwirklichung der Lehre nöthigen Mitteln sprechen, ohne ausgesetzt zu sein, daß man diese Verwirklichung von ihm allein als einem Mann Gottes, einem Wunderwirker und Propheten verlange; ebenso mußte er sich vor seinen, mit dem Volke vermischten, zahlreichen Feinden fürchten, sich deutlich über Zweck und Mittel seiner Lehre auszusprechen, weil diese nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, an ihm eine Anklage zu finden, um ihn zu verderben. Diese letztere nun hatte er auf jeden Fall gemeint, indem er sagt, daß er in Gleichnissen spreche, um zu verhindern, daß sie sich bekehren und ihnen dann verziehen werde.

Lege man nun diese letztern Worte aus, wie man will, immerhin bleibt aus dem Angeführten bewiesen, daß die Gleichnisse Jesu zugleich bestimmt waren, die Einen aufzuklären über die nöthigen Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zweckes, während sie zugleich dazu dienten, zu verhindern, daß andere Unverständige oder Böswillige der Sache durch falsche Deutung und Anklage entgegenwirken konnten.

Obgleich nun viele Gleichnisse Jesu mit den Worten anfangen: „Das Himmelreich ist gleich“, so sind sie doch, wie daraus hervorginge, keine Beschreibung dieses Himmelreichs, sondern vielmehr eine Erklärung der zur Herbeiführung desselben nöthigen Mittel. Darum werden alle Gleichnisse verständlicher, wenn man statt: „Das

Himmelreich ist gleich", setzt: Die Propaganda für das Himmelreich ist gleich, u. s. w.

Nach allem Vorhergehenden zu urtheilen, könnte man nun einwenden, daß sich ja Jesus und die essäische Schule zur Erreichung ihres Zweckes jesuitischer Mittel sich bedient hätten, sonach wären also auch sie von dem Grundsatze ausgegangen: der Zweck heilige das Mittel.

Ei, und dieser Grundsatz ist auch dann ganz gut, wenn der Zweck für Alle gut ist, durch welchen das Mittel geheiligt werden soll.

Müssen heute Aerzte, Lehrer, Eltern, Vormünder und dergleichen sich, wenn sie im Interesse ihrer unwissenden, unerfahrenen, furchtsamen und leichtsinnigen Patienten und Zöglinge handeln wollen, nicht gar oft derselben jesuitischen Mittel sich bedienen? Je unwissender nun die Gesellschaft ist und je schwieriger die unter dieselbe zu verbreitende Lehre sammt den zur Ausführung nöthigen Mitteln ist, um so mehr wird der Lehrer genöthigt sein, sich in einzelnen Fällen derselben Mittel zu bedienen. Geht alle Phasen der gesellschaftlichen Verhältnisse durch, und sagt mir, ob nicht selbst noch heute, wiewohl in sehr unschuldigem Gewande, dergleichen Fälle häufig vorkommen.

Es giebt wohl schwerlich eine Sünde, eine Leidenschaft oder ein Verbrechen, die nicht irgend einmal zur Erreichung eines guten Zweckes oder zur Abwehrung eines Uebels begangen worden wäre; ja es giebt Fälle im menschlichen Leben, wo selbst die Unterlassung der Anwendung derselben als Mittel eine Feigheit wäre, Fälle, in welchen das Individuum und die Gesellschaft den größten Gefahren ausgesetzt sind und der gesunden Vernunft keine Wahl übrig bleibt.

Es giebt keinen großen Mann des Alterthums, der, um eine neue Lehre zu verkünden, nicht mehr oder minder genöthigt war, zu mystifiziren. Die Wunderwerke Mahomeds wissen wir Christen uns ganz deutlich zu erklären. Wir sagen: Die Taube, die dem Mahomed ins Ohr geredet habe, sei abgerichtet gewesen, ihm Erbsen aus dem Ohr zu fressen; wir sagen: die Stimme, die in der Erde gerufen habe: Mahomed ist ein Prophet! sei ein Mann in einem verdeckten Brunnen gewesen; diesen habe Mahomed zuschütten lassen, damit der Betrug unentdeckt bliebe. Aehnliches redeten die Juden den Aposteln nach.

Math. 27. V. 63. Herr. wir haben gedacht, daß dieser Verführer sprach, da er noch lebte: Ich will nach dreien Tagen auferstehen.

V. 64. Darum befiehl, daß man das Grab verwahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht seine Jünger kommen und stehlen ihn und sagen zum Volk: Er ist auferstanden von den Todten; und werde der letzte Betrug ärger denn der erste.

Auch Sokrates war der Ansicht, daß man das Volk zu seinem eigenen, das heißt zu des Volkes Vortheil täuschen müsse. Indem derselbe den Plan eines Systems der Gemeinschaft gab, sagte er: Wir werden viele Mittel anwenden müssen: für Körper, welche keiner Arznei bedürfen, thut ein schlechter Arzt die Dienste, wenn aber Arzneien angewandt werden müssen, dann bedarf es eines guten Arztes; darum werden unsre Regierenden allerhand Betrug und Täuschung zum Nutzen der Regierten anwenden müssen.

So dachte der weise Sokrates 350 Jahre vor Christi Geburt in Athen, wo doch die Bildung damals auf einer höheren Stufe stand, als zu den Zeiten Jesu im jüdischen Lande. Sollte Jesus sein Volk weniger kennen gelernt haben, als Sokrates das seinige?

Gleichnisse und Wortspiele.

Um uns die Beweggründe zu erklären, die Jesus veranlaßten, seine Lehre so oft in Gleichnisse zu kleiden, müssen wir uns in die Verhältnisse der damaligen Zeit zurück denken.

Die Hebräer hatten als Volk ihre politische Freiheit verloren, und stunden unter römischer Herrschaft. Diese Herrschaft zu stürzen, hatten alle Klassen und Parteien des Volkes im Interesse: Hohepriester, Pharisäer, Sadducäer, Essäer, Jesus und der Pöbel, darüber waren sie alle einverstanden, aber in der an die Stelle der Römerherrschaft zu setzenden Regierung waren sie nicht einig. —

Nach dem Tode der letzten Propheten hatte sich das hebräische Volk nach und nach an eine Unzahl von Gesetzen, Verordnungen, und Gebräuchen gekettet. Da verkündete ein Priester, Namens Sadok, eine neue Lehre, und verwarf alle Gesetze und Menschensatzungen, außer die für göttlich gehaltenen. Seine Anhänger nannten sich nach ihm die Sadduzäer. Dieser neuen Lehre widersetzten sich nun andere Priester und Leviten mit Macht und nannten sich Pharisäer, das heißt Sündenfreie; diese unterschieden sich von den Sadduzäern durch verschiedene Kleidung, sowie durch ihre strenge pünktliche und förmliche Beobachtung der Gesetze.

Die Sadduzäer läugneten Engel, Geister, Teufel, sowie die Auferstehung der Todten, die Pharisäer glaubten an alles dieses.

Die Sadduzäer läugneten die göttliche Vorsehung, die Pharisäer erkannten sie an.

Die Sadduzäer verwarfen alle Satzungen der Aeltesten, die Pharisäer vertheidigten dieselben. Die Pharisäer hielten strenge Fasten und beteten viel an den Straßenecken und in den Tempeln, um gesehen zu werden. Sie aßen nie, ohne sich vorher zu waschen, sie geißelten sich, daß ihnen das Blut durch die Kleider drang. Mit armen Leuten, mit Huren und Säufern vermieden sie in Berührung zu kommen. Wenn sie von den Märkten kamen, wuschen und badeten sie sich allemal, weil die Märkte auch von den Heiden besucht wurden, an welchen sie glaubten, sich verunreinigen zu können. In ihrem Haushalt war des Waschens kein Ende, ihre Geschirre mußten immer rein sein. Sie schliefen auf schmalen Brettern, auf harten Steinen oder Dornen, und reisten im Lande herum, um Proselyten zu machen. „Beim Golde des Tempels“ und „beim Opfer auf dem Altar“, waren ihre höchsten Schwüre. Sie hielten sich für die Heiligsten im Volke und selbst ihren Speichel reiner und heiliger, als den anderer Leute. Sie waren sehr ehrgeizig, trugen eine wunderliche, weite, phantastische Kleidung und verfluchten Jeden, der nicht unter ihrer Leitung das Gesetz studirte. Manche von ihnen hielten dafür, daß die Ungelehrten keinen Theil an der Auferstehung haben würden.

Die Pharisäer standen ihrer Heuchelei und ihrer Kasteiungen und Entsagungen wegen bei dem Volke in

großem Ansehen, obgleich nach einigen Aussprüchen Jesu zu urtheilen, es mit dieser Entsagung nur Schein gewesen ist.

Außer diesen beiden Sekten gab es eine dritte, wenig bekannt gewordene Sekte, nämlich die Essäer, welche ihre Versammlungen nicht öffentlich, sondern im Stillen hielten, wie die Freimaurer in solchen Ländern, wo man sie nicht öffentlich duldet. Dieser Sekte soll Johannes der Täufer und Jesus angehört haben, wahrscheinlich wurde darin auch Paulus auf seiner Reise nach Damaskus aufgenommen. Dieser Bund der Essäer hatte in seinem Prinzip die Gemeinschaft der Güter; es war also eine Sekte nach der Art der heutigen Kommunisten, die jedoch erst durch das öffentliche Auftreten Jesu, wiewohl unter anderm Namen, zu einiger Bedeutung kam.

Jesus hatte also in seinem Lehramte eine sehr schwierige Stellung. Als uneheliches Kind, geboren in einem Stalle, erzogen von einem Zimmermann, konnte er das Zutrauen des Volkes und seine Gunst nicht so leicht an sich fesseln, am wenigsten bei den damaligen Vorurtheilen.

Was indeß er, der einfache Arbeiter, nicht zu Stande bringen konnte, das brachten die Mitglieder des essäischen Bundes, dem er angehörte, zu Stande, ohne daß dieß vom Volke bemerkt wurde.

Die feurige Beredsamkeit Jesu, die Kraft seiner Worte und der Eindruck, den dieselben zu machen im Stande waren, waren seinen Glaubensgenossen im Bunde nicht entgangen.

Einige Zeit vorher hatte eines der Mitglieder mit Glück das Herannahen des Reiches Gottes, des Reiches

der Gleichheit auf Erden verkündet, nämlich Johannes der Täufer.

Lukas 3. V. 5. Die Thäler sollen ausgefüllt, die Berge und Hügel erniedrigt werden; was krumm ist, soll gerade, und was rauh ist, soll ebener Weg werden.

V. 11. Wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, thue desgleichen.

Viel Volk drängte sich in die Wüste an den Jordan, um den rauhen, enthaltsamen Mann zu hören, der von Heuschrecken und Honig lebte.

Diesen Umstand benützte der Bund, um einem zweiten Apostel der essäischen Schule, von dem man sich eine gleiche Wirkung versprach, Einfluß beim Volke zu verschaffen: Johannes mußte nämlich den Messias verkünden, und Jesus als solchen dem Volke vorstellen.

V. 16. Ich taufe euch zwar mit Wasser. Es kommt aber einer, der stärker ist, denn ich, und dem ich nicht genug bin, ihm die Schuhriemen aufzulösen, der wird euch mit Feuer und mit dem heiligen Geiste taufen.

Man war damals zu sehr an die Propheten, an Wunder und Zeichen gewöhnt, als daß man derselben für die Verwirklichung einer Idee von so hoher Bedeutung, wie die der Lehre des essäischen Bundes, hätte entbehren können.

Man mußte deßhalb vor Allem gewissen, der Verbreitung der Lehre fähigen Personen Einfluß, Zutrauen und Glauben beim Volke zu verschaffen suchen, weil die neue Lehre, die ohnehin schwer zu begreifen war, und für die sich bisher nur einige unbemittelte und denkende Männer begeistert hatten, ohnedies keine Hoffnung hatte, sich durch die Oeffentlichkeit in den Volksmassen Anhang

zu verschaffen, hauptsächlich darum, weil in der Oeffentlichkeit, der Vorsicht wegen, nur sehr indirekt auf den Zweck der Lehre angespielt werden durfte.

Dadurch nun, daß die Essäer unter dem Volke lebten, dadurch, daß sie zum Volke gehörten, und das Volk nicht wußte, daß es einen solchen Bund der Essäer gebe, noch die Mitglieder dieses Bundes, sowie ihre Beschlüsse kannte, war es möglich, der Meinung des Volkes über diesen oder jenen Mann eine gewisse Richtung zu geben, indem die Mitglieder des Bundes, nach vorheriger geheimer Berathung, in der Oeffentlichkeit nach Einem Zweck handelten und über diesen oder jenen Gegenstand eine und dieselbe Meinung verbreiteten.

Jesus war also der Brennpunkt, in dem der Bund seine geheimen Kräfte vereinigte, um damit in der öffentlichen Meinung anzuzünden.

Die ärgsten Feinde des Bundes waren die Pharisäer, auf diese waren alle Waffen des Bundes gerichtet. Die Hitze, mit welcher der Kampf geführt wurde, spricht sich besonders in Math. 23. V. 13 bis 36 aus.

Als öffentliche Sekte, gleich den Pharisäern und Sadduzäern, durften die Essäer damals noch nicht wagen aufzutreten, nur im Geheimen durften sie ihre Grundsätze verbreiten; darum wurden nur einige von ihnen, wie Johannes und Jesus, vorangeschickt, welche, da ihnen von den Schergen der Römer und von den Reichen und Pharisäern stark aufgepaßt wurde, um an ihnen eine Ursache zu finden, ihre Lehre mit der äußersten Vorsicht vortragen und die verfänglichen Fragen ihrer Gegner durch Gleichnisse und Wortspiele zu beantworten suchen mußten.

Hieraus wird wieder erklärlich, warum Jesus so oft in Gleichnissen und unverständlichen Phrasen redete.

Wir finden davon mehrere Beispiele in den Evangelien, z. B. das vom Zinsgroschen.

Die Pharisäer sandten ihre Jünger sammt den Dienern des Herodes, welcher den Essäer mit dem Zunamen Johannes der Täufer hatte enthaupten lassen, zu Jesu und ließ ihn fragen: Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? Math. 22. V. 17. Hierauf konnte nun Jesus unmöglich direkt, bestimmt antworten. Hätte er gesagt: Ja, es ist recht, so wäre dies gegen das Prinzip der Gleichheit gewesen, das er verkündete, und dann hätte man ihn den Hebräern als Römerfreund und Volksverräther hinstellen können; hätte er aber gesagt: Nein, es ist nicht recht, so hätte wahrscheinlich Herodes so kurzen Prozeß mit seinem Kopf gemacht, als mit dem des Johannes; darum sagte er auch:

V. 18. Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?
V. 19. Weiset mir die Münze, und sie reichten ihm ein Stück Geld dar.
V. 20. Und er sprach zu ihnen: Wessen ist dies Bild und die Ueberschrift?
V. 21. Sie antworteten: des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist.

Solche Antworten sind natürlich nicht gegeben worden, um die Unwissenden über das Recht oder Unrecht der Forderung der Abgaben zu belehren, oder die Weißbegierigen zu befriedigen, sondern nur um der gestellten Falle mit Anstand zu entgehen. Es waren der Form nach Antworten, aber sie ließen die Frage ungelöst.

V. 24. Meister, Moses hat gesagt, so einer kinderlos stirbt, so soll der Bruder die Frau heirathen und seinem Bruder Saamen erwecken.

V. 25. Nun waren bei uns sieben Brüder. Der erste heirathete und starb, und weil sie keine Kinder hatten, nahm sie der andere Bruder.

V. 26. Desgleichen der dritte, vierte und so fort bis auf die sieben.

V. 27. Zuletzt nach ihnen allen starb auch das Weib.

V. 28. Wessen Weib wird sie nun in der Auferstehung sein, denn sie haben sie ja alle sieben gehabt?

V. 29. Jesus aber antwortete und sprach: Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.

V. 30. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie werden sein, wie die Engel Gottes im Himmel.

Das war nun freilich leicht gesagt, aber nicht leicht bewiesen; um jedoch seiner Antwort die volle Kraft zu geben, fand er im Augenblick eine trefflich passende Stelle im Gesetz, welche die Sadduzäer, die ihn mit der Frage fangen wollten, nicht erwartet hatten.

V. 31. Habt ihr nicht gelesen von der Auferstehung der Todten, daß euch gesagt ist von Gott, da er spricht:

V. 32. Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Nun ist Gott nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.

Die Sadduzäer, welche alle Menschensatzungen verwarfen, und sich mit ihrer Freigeisterei weder auf Moses, noch auf die Propheten stützten, und deshalb beim Volke verhaßt waren, getrauten sich nicht die Stelle des Gesetzes zu widerlegen, weil sie sich vor dem Volk fürchteten, und schwiegen.

Die Pharisäer, welche sich freuten, daß den Sadduzäern in Bezug auf die Frage der Auferstehung, an die auch sie glaubten, das Maul gestopft worden war, suchten nun ihrerseits ihren Todfeind, den essäischen Zimmermann, in der Rede zu fangen, indem sie ihn frugen:

V. 36. Meister, welches ist das größte unter den Gesetzen.

V. 37. Jesus sprach: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe.

V. 38. Dies ist das erste und vornehmste Gebot.

V. 39. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deine Nächsten lieben wie dich selbst.

Eine andere verfängliche Frage war die, welche die Aeltesten bei Gelegenheit der Zeichen und Wunderwirkungen Jesu an ihn richteten, um eine Ursache an ihm zu finden. Math. 21. V. 23 fragen sie ihm: Aus was für Macht thust du dies, und wer hat dir die Gewalt gegeben?

Auf diese Frage antwortete er wieder nicht direkt, wahrscheinlich weil er unter den Umstehenden wenig Anhänger zählte und man eine Gelegenheit finden wollte, das Volk aufzuwiegeln. Hätte er gesagt: Das thue ich aus eigener Macht, aus meines Vaters Macht, so hätte man ihn verlacht und verspottet, oder hätte ihn für einen Zauberer gehalten. Hätte er gesagt, ich thue dieß aus Gottes Macht, so hätten sie ihn als Gotteslästerer gesteinigt.

Er brach also von der Frage ab, und legte ihnen statt der Antwort eine andere Frage vor.

V. 25. Woher war die Taufe des Johannes, war sie vom Himmel oder von den Menschen? Und sie besprachen sich und

sagten: Wenn wir sagen vom Himmel, so wird er sagen, warum habt ihr ihm denn nicht geglaubt.

V. 26. Und wenn wir sagen, von den Menschen, so haben wir das Volk zu fürchten, denn es hält Johannes für einen Propheten.

V. 27. Und sie antworteten Jesus und sprachen: Wir wissen es nicht. Da sprach er zu ihnen: Sage ich euch auch nicht, aus was für Gewalt ich das thue.

So legten sich die Parteien, weil sie nicht mit der Farbe ihrer Lehre und den zur Verwirklichung derselben anzuwendenden Mittel öffentlich hervortreten konnten, einander Schlingen, theils um den Gegner durch die Nichtbeantwortung solcher Versucherfragen in der öffentlichen Meinung in Mißkredit zu bringen, theils um ihn durch seine Antwort zu kompromittiren.

Solche Fragen und Antworten bewiesen oft außerordentlichen Scharfsinn und Geistesgegenwart, insofern nämlich, als man ihren Werth nur nach ihrem Zweck abwägt, welcher mehr der war, die Personen zu gefährden, als der Wahrheit zu nützen. Es waren Fechtereien auf Tod und Leben, bei denen man indeß nur immer mit Worten, und zwar von beiden Seiten so geschickt focht, daß darnach kein Blut floß.

Mitunter waren die Fragen so schwierig und zweideutig, daß gar keine direkte, richtige, unwiderlegbare Antwort möglich war. So frug Jesus die Pharisäer, Math. 22.

V. 42. Was dünket euch von Christus, wessen Sohn ist er? Sie sprachen: Davids.

V. 43. Und er sprach zu ihnen: Wie nennet ihn denn David im Geiste einen Herrn? da er spricht: ꝛc. ꝛc.

V. 44. Der Herr sagte zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich deine Feinde zum Schemel dir zu Füßen lege.

V. 45. So nun David ihn Herr nennt, wie ist er denn sein Sohn?

V. 46. Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, durfte ihn auch Niemand von selbem Tage an weiter fragen.

So trieb man sich einander mit Wortgefechten in die Enge, wenn die Parteien zusammen kamen. Jede vernünftige Diskussion war also hier, bei der Persönlichkeit, mit der man kämpfte, bei den Leidenschaften, die angeregt wurden, und bei der Vorsicht, mit welcher man die strengsten und radikalsten Dogmen der neuen Lehre verdecken mußte, sehr schwierig; daher diese Verdeckungen in Gleichnissen, um im Nothfalle seinen Worten eine andere Deutung geben zu können.

Immer blieb Jesus in diesen Wortfechtereien nicht Meister auf dem Kampfplatz, wie aus Lukas 11. zu sehen ist, wo es heißt:

V. 53. Da er aber solches zu ihnen sagte, fingen die Schriftgelehrten und Pharisäer an, hart auf ihn zu dringen, und ihm mit mancherlei Fragen den Mund zu stopfen.

V. 54. Und lauerten auf ihn, und suchten, ob sie etwas erjagen könnten aus seinem Munde, daß sie eine Sache zu ihm hätten.

Wir sehen aus Vers 53, daß Jesus mit gewandten Gegnern zu thun hatte, denen es wirklich manchmal gelang, ihn mit ihren Fragen in die Enge zu treiben, oder ihm das Maul zu stopfen, wie sich der Evangelist

ausdrückt, daß ihn die Fragen der Gegner bisweilen ermüdeten.

Noch ein Beispiel, wie man mit Worten zu spielen verstand, wenn es darauf ankam, die Wahrheit sagen zu wollen, ohne sich Verfolgungen auszusetzen, giebt die Geschichte mit der Zollforderung.

Math. 17. V. 24. Da sie nun gen Kapernaum kamen, gingen zu Petro, die den Zinsgroschen einnahmen, und sprachen: Pflegt euer Meister nicht den Zinsgroschen zu geben?

V. 25. Er sprach: Ja. Und als er heim kam, kam ihm Jesus zuvor, und sprach: Was dünkt dich, Simon? Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinse? Von ihren Kindern, oder von den Fremden?

V. 26. Da sprach Petrus zu ihm: Von den Fremden. Jesus sprach zu ihm: So sind die Kinder frei.

Von den Kindern oder von den Fremden will hier so viel heißen, als: von den Kindern oder von andern Leuten; denn wenn dem nicht so wäre, so hätte ja Petrus auch antworten können: von den Unterthanen; denn man kann Unterthan sein, ohne weder ein Kind des Königs, noch ein Fremder zu sein. Der Zweck der Frage war also in der Antwort zu hören, daß sie steuerfrei seien. Hätte Petrus geantwortet: von den Kindern, so hätte Jesus auch gesagt: so sind die Fremden frei; denn sie waren gewiß, ihre Stellung zum König betrachtet, eher Fremde als Kinder desselben.

Zeichen und Wunder.

Diese waren der Talismann, welcher damals Niemanden fehlen durfte, der als Prophet auftrat, um der

Welt eine neue Lehre zu verkünden. Auch Jesus mußte sich dieses Mittels bedienen, um sich einen Einfluß beim Volke zu verschaffen.

Ihm wurde dieß, als Mitglied der Essäer, nicht schwer.

Wirklich gehörte nichts weiter dazu, als das stille Wirken eines geheimen, der Verwirklichung eines Prinzips lebenden Bundes. Wenn derselbe will, daß eines seiner Mitglieder als Wundermann mit Zeichen und Wundern auftrete und bekannt werde, so stehen ihm dazu eine Menge Mittel zu Gebote.

Wenn ein unbekannter Bund die Gewandtheit, List, Wissenschaft, den Muth und die Fähigkeit aller seiner Mitglieder auf ein einziges Individuum konzentrirt, so daß die Menge diese Gesamtwirkungen für übernatürliche Kräfte eines Einzelnen halten muß, und ihr Glaube dadurch von eben jenen Bundesmitgliedern nicht allein hervorgerufen, sondern auch gestärkt wird, so werden uns alle Zeichen und Wunderwirkungen erklärlich.

Nichts ist leichter als mit Hülfe eines solchen Bundes 5000 Mann mit 5 Broden und 2 Fischen zu speisen und 12 Körbe voll davon übrig zu behalten, besonders wenn man das Volk sich schichtenweise in das hohe Gras setzen läßt und darauf vorbereitet ist.

Alle erwahrten Zeichen und Wunder, die man damals zur Ausbreitung der Lehre so nöthig hatte, als der Pfarrer seinen Chorrock, der auch nicht im Hemd und in der Blouse vor den Altar oder auf die Kanzel treten kann, sind unter Mitwirkung des gesammten Bundes leicht erklärlich.

Wir wissen hierüber freilich nichts Gewisseres, als was der jüdische Geschichtsschreiber Joseph davon erwähnt, welcher lediglich auf das Bestehen des essäischen Bundes aufmerksam macht; wir wissen, daß dieser Bund Niemanden unter sich ausschloß, daß Juden, Griechen und Römer darin aufgenommen wurden; wir wissen, daß dieser Bund zuerst zu den Zeiten, da Jesus lebte, bekannt wurde, daß aber in seine tiefsten Geheimnisse Niemand die Feder getaucht hatte.

Daß dieser Bund bestand, ist also gewiß, eben so gewiß, daß er vorzüglich im jüdischen Lande seinen Sitz hatte und seine größte Thätigkeit zu Christi Zeit entwickelte. Johannes und Jesus traten nun um dieselbe Zeit und an denselben Orten mit den Prinzipien dieses Bundes in die Oeffentlichkeit. Angenommen, beide wären damals noch keine Bundesmitglieder gewesen, so wäre es doch im größten Interesse des Bundes gewesen, sie als solche aufzunehmen, denn jede Sekte sucht ihre Partei durch Gleichgesinnte zu verstärken und giebt sich die größte Mühe, alle Männer auf ihre Seite zu ziehen, welche sich durch Talent, Muth, Eifer und Ausdauer in der Verbreitung und Vertheidigung ihres Prinzips auszeichnen.

Dieß ist ein gewisser Grund für die Annahme, daß Jesus und Johannes der Täufer entweder vor oder doch jedenfalls nach ihrem öffentlichen Auftreten Mitglieder des essäischen Bundes waren.

Ein anderer Beweis, der eher dafür spricht, daß Jesus und Johannes schon lange diesem Bunde angehörten, ist das sonderbare Verhältniß des Bekanntwerdens Jesu und Johannes.

Da steht auf einmal ein Prophet auf, der so viel Zulauf erhält, daß die Pharisäer, die so sehr beim Volk in Ansehen standen, sich fürchteten zu sagen, die Taufe des Johannes sei von den Menschen.

Dieser Johannes erzählt und predigt nun auf einmal von einem anderen größeren Propheten als er, dem er nicht würdig sei, die Schuhriemen aufzulösen, und erkennt Jesus, sobald er zu ihm kommt, sich taufen zu lassen, für diesen Propheten.

Hätte nun Johannes diesen Mann nicht früher gekannt, so hätte er unmöglich seinen ganzen Prophetenruf so kompromittiren wollen, einen Fremden für den Messias auszugeben, der vielleicht weder die Kraft, noch die Mittel, oder das Talent zu einem solchen Berufe hatte.

Jesus hatte sich bisher erst als Knabe hören lassen und war seit der langen Zeit von Niemanden in der Oeffentlichkeit bemerkt worden, so daß nicht einmal die Evangelisten es der Mühe werth hielten, von den 18 Blüthenjahren Jesu eine Sylbe zu erwähnen. Diese 4 Evangelisten, die uns mitunter aus seinen lezten Lebensjahren so gleichgültige Dinge erzählen, hätten wohl einige der schönsten Züge dieser 18 Jahre uns aufzeichnen können, denn ihnen müssen die wohl bekannt gewesen sein.

Wenn nun Jesus so unbekannt auf einmal auftrat, so steht nicht zu erwarten, daß ihm Johannes, ohne auch nur eine einzige Rede von ihm zu hören, solche Ehre vor allem Volke erweise, ihm, dem Zimmermann, dem Sohn der ledigen Magd Maria, dem Pflegekinde des Zimmermanns. Sie mußten sich durchaus schon früher gekannt haben und diese Scene im Interesse

einer großen allgemeinen Sache spielen, welcher zu lieb Johannes ausrief:

Joh. 1. V. 32. Ich sah die Taube herabfahren, und ich kannte ihn nicht.

Noch gewichtiger für meine Ansicht sprechen aber die Worte:

Joh. 3. V. 30. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Hierin liegt doch also klar und deutlich, daß die Rollen, die ein Jeder zu übernehmen hatte, schon vorher von einer geheimen Macht bestimmt worden waren. Die Orthodoxen nahmen hier die göttliche Offenbarung als die Macht an. Gut! allein die kann auch durch den Geist der essäischen Schule eben so gut auf Johannes gewirkt haben, als auf letzteren direkt allein.

Alle geschehenen Zeichen und Wunder, die Auferstehungsgeschichte mit den Erscheinungen nach derselben, wo die auf dem Spaziergange nach Emaus Jesus nicht erkannten, obgleich er mit ihnen sprach, wo ihm die Jünger nicht glaubten, bevor sie ihn essen und das Brod brechen sahen, wo ihm Thomas nicht eher glaubte, bis er seine Finger in seine Wundenmale legte, Alles dies ist, wenn man sich die Mitwirkung des essäischen Bundes wegdenkt, viel zu abenteuerlich, viel zu mystisch, zu unglaubhaft, als daß nicht Zweifel über Zweifel sich über das Wesen und die Lehre Christi erheben sollten.

Selbst die Verbreitung der Lehre Jesu wäre, wenn die Sache nur auf den 11 Jüngern beruht hätte, von denen einer nicht glaubte, der andere ihn verläugnete,

und alle bei seiner Gefangennehmung entflohen, nicht so schön emporgekommen, hätte sie (da nichts niedergeschrieben war) keinen Paulus zum Vertheidiger erhalten, wenigstens so leicht nicht, und der Glaube an die Wunder Jesu wäre nicht so leicht unter all: Völker verbreitet worden.

Das Aufschreiben der 4 Evangelien ist auch kein alleiniges Werk der Apostel gewesen, das hätte ihnen, wenn sie wirklich dazu die Kenntnisse besessen hätten, zu viel Mühe gemacht, auch hätten sie sich vor all den Verfolgungen wenig Zeit dazu nehmen können; nur dadurch, daß man sich alle diese oder doch die wichtigsten dieser Männer im Interesse des Einen Bundes handelnd denkt, wird alles Räthselhafte erklärlich.

Auf einem Wege müssen wir die Wahrheit suchen, denn wir haben es, außer mit den Lehrsätzen Christi, auch noch mit einer Menge Zeichen und Wunder zu thun. Entweder wir suchen uns die Zeichen- und Wunderberichte nach unsern Erfahrungen und unserer gesunden Vernunft zu erklären, oder wir halten sie für übernatürliche Erscheinungen, und glauben, trotz unserer Vernunft, an sie, oder wir glauben sie nicht und halten alles für Erdichtung.

Die beiden letzten Ansichten kann ich nicht theilen, deswegen werfe ich mich mit Freuden auf den Weg der ersten Ansicht, weil diese die Frage am befriedigsten löset.

Der Glaube an Teufel, Gespenster, Zeichen und Wunder war vor 1800 Jahren ziemlich allgemein, Beweis davon, daß er noch heute nicht ausgerottet ist, der Reformator Luther selbst noch den Teufelsglauben fest

hielt, und die vor 300 Jahren erfundene Buchdrucker-kunst, trotz dem, daß sie von der Wissenschaft stark in Thätigkeit gesetzt wird, immer noch einen bedeutenden Schlamm von Unwissenheit auf unserer Zeit zurückgelassen hat.

Ein Theil der damaligen Gelehrten glaubte selber an diese Wunder, die, wenn auch ihrem Charakter nach unerklärlich, dennoch etwas ganz Natürliches sein können. Kommen doch selbst heute bei uns einzelne Fälle von Heilungen durch Unwissende, Schäfer und dergleichen vor, die ans Unglaubliche grenzen; von Seelenkrankheiten, welche die Jugend ganzer Dorfschaften zu Wahrsagern und Propheten machte, wie dies vor Kurzem in Schweden der Fall war. Ein Theil der wunderbaren Heilungen kann sonach recht gut ganz natürlichen, aber uns unbekannten Kräften zugeschrieben werden. Wer hätte je geglaubt, daß es möglich sei, daß Jemand 11 Jahre lang nur ganz allein von klarem Brunnenwasser leben könne, wie uns seit einigen Jahren die Zeitungen aus Baiern von einem Mädchen berichten, das dabei ganz frisch und wohl sein soll.

So wie indessen wir unsere Gründe haben, nicht an die Möglichkeit verschiedener sonderbarer Heilungen und Wunder zu glauben, eben so glaubte man damals auch nicht immer, wie aus Math. 11 zu sehen ist.

V. 20. Da fing er an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert.

Jesus heilte auch nicht alle Kranke, die man brachte, sondern viele, wie dieß Markus 1. V. 34. und Kap. 3. V. 10. zu verstehen ist.

Trotz allen Zeichen und Wundern Jesu zweifelten seine Feinde damals dergestalt an der Wirklichkeit derselben, daß sie verlangten, er möge in ihrer Gegenwart ein Zeichen thun. Er antwortete ihnen verneinend, wie folgt:

Math: 12. V. 39. Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, es wird ihr aber kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas.

Seinen Jüngern hatte er die Macht gegeben, Teufel auszutreiben, wir finden aber Mark. 9. V. 18. einen Fall, in welchem sie sie nicht austreiben konnten, und als ihn die Jünger fragten, warum sie es nicht zuwege gebracht hatten, antwortete er Mark. 9.

V. 29. Diese Art kann nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden.

Jesus heilte auch nicht immer, wenn man es verlangte. Lukas 5. V. 15. heißt es:

Und es kam vieles Volk zusammen, um ihn zu hören und sich von allerlei Krankheiten heilen zu lassen.

V. 16. Er aber entwich an eine wüste Stätte, um zu beten.

Merkwürdigerweise verrichtete er auch in Nazareth, wo er erzogen worden war, keine Wunder. Als er in der Schule daselbst den Armen das Evangelium predigte, fragten sie einander: Ist das nicht Josephs Sohn?

Luk. 4. V. 23. Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir das Sprichwort sagen: Arzt, hilf dir selber. Denn wie große Dinge haben wir gehört, die zu Kapernaum geschehen! Thue also auch hier in deinem Vaterlande.

Hierauf erklärt er ihnen als Grund, warum er bei ihnen keine Wunder wirke, daß der Prophet in seinem Vaterlande niemals angesehen sei; ferner, daß zu des Propheten Elias Zeiten es viele Wittwen im Lande Israel gehabt habe, aber dennoch sei der Prophet nur zu einer gesandt worden; auch wären damals viele Aussätzige im Lande gewesen, und doch keiner von ihnen gereinigt worden, als Naemann aus Syrien. Ueber diese Rede gerieth das Volk in Zorn und jagte ihn zur Stadt hinaus.

Daß die gewirkten Zeichen und Wunder nicht allein Jesus und den Jüngern, sondern auch andern, selbst den Gegnern der Lehre Jesu, den falschen Propheten, wie er sie nannte, eigen waren, geht aus Math. 24 hervor, wo es heißt:

V. 24. Denn es werden falsche Christus und falsche Propheten auferstehen, und viele Zeichen und Wunder thun, so daß, wenn es möglich wäre, sie selbst die Auserwählten verführten.

Mithin lag doch also nach der Meinung Jesu selber keine besondere, außerordentliche, übernatürliche Macht in den Zeichen und Wunderwirkungen, denn er schrieb ja dieselbe Macht den nach ihm aufstehenden falschen Propheten und falschen Christus auch zu.

Seien nun die Zeichen und Wunder durch die Kunst der Wissenschaften, durch den blinden Glauben Einiger, durch Täuschung der dabei interessirten Mitglieder des essäischen Bundes, oder durch die Erdichtung der Evangelisten bewirkt worden, so viel ist sicher,

daß sie nöthig waren, um das Volk durch den Glauben an die Person Jesu und durch diesen an die Lehren der Essäer zu fesseln.

Das Abendmahl soll ein Liebesmahl sein.

Das ist es aber nicht mehr. Nur Geduld, ihr armen Sünder, es muß wieder eins werden. Die reichbesetzten Tafeln mit den Osterbraten, dem Wein und Brod müssen wieder her, die wollen wir nach gethaner Arbeit mit Weibern und Kindern einnehmen; Lazarusse, die an den Tischen der Reichen mit hungernden Mägen die herabfallenden Brocken auffsammeln, darf es bei keinem Liebesmahle mehr haben.

Ah! ihr modernen Christen, ihr speist uns mit Brodbrocken und Oblaten ab, und wehret uns, mit euch in die Schüsseln zu tunken, aus welchen eure Osterbraten dampfen; ihr lasset uns den Wein kaum kosten, oder gebet uns gar keinen mehr, während er euch daheim in euren vier Pfählen recht gut schmeckt. Das ist eine gute Manier, mit der christlichen Gemeinschaft eine Komödie zu spielen, und seinen armen Christenbrüdern den Schein des Liebesmahles, anstatt die Wirklichkeit desselben zu geben.

Die Kopten in Egypten und die Abessinier, diese urchristlichen Völker, welche eher Christen waren, als ihr, und noch nicht civilisirt sind, wie ihr, diese da nehmen noch keine Oblaten statt des Abendmahles. Ein Abendmahl bei ihnen ist ein gemeinschaftliches Mahl in

der Kirche, wobei Brod und Wein mit dem Löffel gegessen wird, wobei man die Messe anhört und raucht und plaudert.

So war das erste Abendmahl freilich nicht beschaffen, aber auch nicht so, wie unsre heutigen. Die Apostel kamen zusammen, um zu essen und zu trinken, weil sie Hunger und Durst hatten, und nach dem Tode Jesu kam man zusammen, um sein Andenken durch ein Gastmahl zu begehen. Darum kamen bei den ersten Christen auch beim Abendmahl dieselben Unordnungen vor, welche bei Gesellschaften selten fehlen, deren Mitglieder nicht an Mäßigkeit und Anstand gewöhnt sind. Darum suchte Paulus diesem Umstand dadurch abzuhelfen, daß er verordnete, es solle bei den Zusammenkünften Niemand früher essen und trinken, bevor nicht die ganze Gemeinde versammelt sei, damit nicht die Einen voll und betrunken, und die Anderen hungrig und durstig seien. —

Wer nicht so lange warten könne, der solle lieber vorher zu Hause essen und trinken.

Darüber finden wir:

1. Korinther. Kap. 11. V. 21. Denn so man das Abendmahl halten soll, nimmt ein jeder sein eigenes vorhin, und einer ist hungrig, der Andere ist trunken.

V. 22. Habet ihr aber nicht Häuser, da ihr essen und trinken möget? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes, und beschämt die, so nichts haben.

Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht.

V. 33. Darum, meine lieben Brüder! wenn ihr zusammen kommet zu essen, so harre Einer des Andern.

V. 34. Hungert aber Jemand, der esse daheim, auf daß ihr nicht zum Gericht zusammen kommet. Das andere will ich ordnen, wenn ich komme.

V. 22. „Oder verachtet die Gemeinde und beschämt die, so nichts haben," will so viel heißen, als: verspottet und verhöhnet diejenigen, welche zu spät kommen und denen ihr das Brod weggegessen und den Wein weggetrunken habt.

Die Regeln also, welche Paulus beim Liebesmahl zu halten vorschrieb, sind keine andern, als solche, die wir auch heute unanständigen Fressern und Säufern anempfehlen würden, falls sie zu einem Festmahle eingeladen worden wären; diese aber können wir ja auch heute noch mit Erfolg beim Liebesmahl anwenden, ohne deshalb eine Ceremonie daraus zu machen, welche dem Armen zur Verhöhnung wird, wenn er an die ursprüngliche Entstehung des Abendmahls denkt, und mit seinem leeren Magen und den ihn umgebenden Gegenständen Vergleiche anstellt.

Das wird auch noch anders werden. Das Liebesmal muß wieder wie vor Zeiten gefeiert werden.

Nicht mehr mit gefalteten Händen, kopfhängend und knieend wollen wir es genießen, sondern an großen Tafeln, sitzend beim Osterlamm, bei Wein und Brod, bei Milch, Kartoffeln, Fleisch und Fisch, wollen wir es fröhlich mitsammen, Einer wie der Andere, genießen.

Was meint ihr wohl, arme Sünder, nicht wahr, das wird eine herrliche Osterfeier werden? Aber die Gekreuzigten und Gepeinigten müssen vorher auferstehen aus der Grabesnacht des Betruges, der Täuschung

und der Lüge. Halloh! heraus, heraus aus euren finstern Löchern! Das Liebesmahl ist bereit, die große Tafel ist gedeckt, steht alle auf, der Auferstehungsmorgen bricht heran!

Die Nacht war schauerlich und graus, und bang und schwer hiengs über unsern Seelen; wozu denn jetzt noch den starren Blick in die fliehenden Reste der schwarzen Dunkel tauchen, wenn jenseits sich die finstern Nebel lichten?

Des Unglücks thränenschwangere Wolken, die über unsern feuchten Wimpern lagen, säumt endlich, nach langem Sturme der Leiden, ein rosiges Licht der Hoffnung. Auf, auf, ihr Schläfer! dreimal hat schon der Hahn gekräht, wie oft wollt ihr noch euer Heil verläugnen?

Jesus lehrt die Abschaffung des Eigenthums.

Die Abschaffung des Eigenthums, dieses für die Verwirklichung der Gemeinschaft der Arbeiter und der Güter unentbehrliche Mittel, war es eben, was die öffentliche Erklärung und Verbreitung dieser Lehre damals so sehr erschwerte, weil die vornehmen Römer und Juden, die Priester, Leviten und Sadduzäer alle ein Interesse hatten, diese Grundsätze im Keimen zu ersticken. Weil wir nun heute in der Gesellschaft, wiewohl unter anderen Namen, noch die gleichen Klassen haben, eben darum auch wird diese verlangte Abschaffung des Eigenthums heute immer noch wie eine anempfohlene freiwillige, nicht verpflichtende Entsagung ausgedeutet, so sehr und so deutlich auch, trotz der miteingeschliche-

nen Wortverkleidungen, alle Bibelstellen den ersteren Lehrsatz beweisen. Konnte sich Jesus wohl deutlicher ausdrücken als Lukas 14.

V. 33. Wer nicht allem entsagt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.

Ein noch kräftigerer Beweis für die Abschaffung des Eigenthums ist die Antwort, die Jesus dem Reichen gab, der ihn frug:

Math. 19. V. 16. Guter Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu verdienen?

V. 17. Jesus sprach: Was heißt du gut, Niemand ist gut, denn der alleinige Gott.

V. 18. Du weißt die Gebote wohl: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß reden, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

V. 19. Er aber sprach: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf.

V. 20. Da Jesus das hörte, sprach er zu ihm: Es fehlt dir noch Eins. Verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach.

V. 23. Da er aber das hörte, ward er traurig, denn er war sehr reich.

V. 24. Da aber Jesus sah, daß er traurig war geworden, sprach er: Wie schwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes kommen.

V. 25. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.

Daß die ersten Christen auch wirklich in diesem Sinne zu handeln sich zur Pflicht machten, finden wir in

Apostelg. 2. V. 44. Alle aber, die da gläubig geworden waren, wohnten bei einander und hielten alle Dinge gemein.

Sie aßen und tranken, wohnten, arbeiteten und wirthschafteten also mitsammen, hatten also keine besonderen Kassen, sondern Eine Kasse, keine besonderen Interessen, sondern Ein Interesse.

V. 45. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann Noth war.

Kap. 4. V. 32. Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein.

V. 34. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie Viele ihrer waren, die da Acker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts.

Wer noch deutlichere Beweise darüber verlangt, daß das Geld des verkauften Eigenthums wirklich in die Gemeinschaft der Güter Aller gegeben werden mußte und dieser Verkauf nicht allein zu freiwilligen Allmosen bestimmt war, der lese das folgende Kapitel.

V. 1. Ein Mann aber mit Namen Ananias, sammt seinem Weibe Saphira, verkauften ihre Güter.

V. 2. Und entwandte etwas vom Gelde mit Wissen seines Weibes, und brachte einen Theil und legte es zu der Apostel Füßen.

Das Zurückbehalten eines Theiles des für den Verkauf seiner Güter erhaltenen und in die Gemeinschaft gegebenen Geldes wird also hier als ein Diebstahl betrachtet, indem es heißt: und er entwandte etwas.

Ohne das Prinzip der Gütergemeinschaft anzunehmen, könnte man nicht sagen, daß, wenn er nicht den ganzen Ertrag seiner Güter hergebe, er etwas entwendet habe.

V. 3. Petrus aber sprach: Ananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllet, daß du dem hl. Geist lügest, und entwendest etwas vom Gelde des Ackers.

Hier wird also das Zurückbehalten des Geldes wiederum als Diebstahl qualifizirt und, wie wir V. 5 und 10 gesehen, mit dem Tode bestraft.

Strenger konnte die Abschaffung des Eigenthums nicht zur Bedingung gemacht werden, als damals den angehenden Christen; die heutigen Kommunisten selbst, die in die stärksten Extreme eingehenden, würden in ähnlichen Fällen nicht strenger sein können. Eigenthümer! dir ist es heute so wohl in deinen vier Pfählen, wie dem Slovaken in seinem mit Speck geriebenen Hemde, welches dieser nie wäscht und wechselt. So wenig wie dieser den Genuß der reinen Wäsche kennt, so wenig kennst du den Genuß der Gemeinschaft alles Eigenthums. Würde man das Privateigenthum gewaltsam abschaffen wollen, so würdest du dich vielleicht eben so dagegen setzen, wie sich einstens die Eltern der Einimpfung der Schutzblattern widersetzten. Allein so wie dieses Vorurtheil sich geändert hat, so wird auch jenes und zwar viel leichter sich ändern; die große Masse der kleinen Eigenthümer und selbst einige große Eigenthümer, die letztern besonders aus Liebe zur Wahrheit, sehen schon die Vortheile der Gemeinschaft ein, und diejenigen, die noch nicht daran gedacht haben, bringt eine richtige Erklärung der Gemeinschaft leicht so weit.

Die heutige Gesellschaft gleicht mit ihrem Eigenthumsbegriff Schiffbrüchigen, von denen ein jeder sich noch wohl fühlt, wenn es ihm gelingt, im Strudel einen Balken zu erwischen, besonders wenn er sieht, wie seine Nachbaren verzweifelnd gegen die Wogen des Elen-

des ankämpfen; aber würden jene drum wohl verweigern, sich mit diesen in ein Schiff aufnehmen zu lassen, das zu ihrer aller Rettung herbeieilt?

Nun, und du reicher Eigenthümer, was meinst du? Du weißt heute deines Herren Willen, getraust du dir wohl, ihn noch einmal zu fragen: Herr, was muß ich thun, um das Reich Gottes zu erwerben? Und wenn er dir sagte: Theile deine Güter mit den Armen, würdest du ihm dann nicht wieder eben so den Rücken kehren, wie damals jener.

Wie schwer ist es dem Reichen, in das Reich Gottes einzugehen! Das wußten unsere Pfaffen wohl drum haben sie aus dem Nadelöhr ein Scheunenthor gemacht: das Kameel bückt sich ein wenig vor dem Machwerk der Pfaffen und huscht neben dem Reitpferde Gottes hinein.

Jesus lehrt die Abschaffung der Erbschaft.

Luk. 12. V. 13. Es sprach aber einer aus dem Volke zu ihm: Meister! Sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile.

V. 14. Er aber sprach zu ihm: Mensch! wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?

Wir sehen hieraus, wie falsch der Begriff der Lehre Christi vom Volk aufgefaßt wurde. Einem Mann, welcher die Gemeinschaft der Güter lehrte, muthete man zu, sich um die Theilung einer Erbschaft unter zwei Brüdern zu bekümmern und zwischen ihnen Recht zu sprechen.

V. 15. Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz, denn **Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.**

Dieß verstehen heute noch gar Viele nicht, so arg ist das Volk durch die Manöver geblendet worden. Fragt doch, ob man nicht von seinem Gelde und von seinen Gütern leben kann. Ei freilich kann man davon leben, und wie schön kann man davon leben; man braucht nicht einmal zu arbeiten. Das ist sonderbar, denn Geld und Güter sind doch todte Dinge, die nichts schaffen, und doch muß man, um zu leben, Gegenstände verbrauchen. Die Erhaltung des Lebens ist also nur durch den Verbrauch von Bedürfnissen möglich, diese aber können nur durch etwas Lebendiges geschaffen werden, mithin kann denn doch Niemand von seinem Gelde und seinen Gütern leben, ohne zu arbeiten, und wenn er sagt, daß er dieß kann, so ist er entweder ein Dummkopf oder ein Betrüger; ein Dummkopf, wenn er nicht einsieht, daß er nur darum ohne Arbeit leben kann, weil er den Andern die Benutzung eines Theiles seiner Güter und seines Geldes unter der Bedingung erlaubt, daß dafür von *ihren* *Arbeiten* so viel für ihn abfällt, um gemächlich oder im Ueberflusse mit davon zehren zu können; ein Betrüger ist er, wenn er dieß einsieht und dennoch das arme Volk in der Blindheit zu lassen sich bemüht, um desto behaglicher und sicherer in träger Ruhe oder unnützer Beschäftigung seines sauern Fleisses Früchte zu verschwelgen. Niemand also lebt von seinen Gütern, als durch die Arbeit anderer Menschen.

Viel Geld und Güter haben heißt also viel Mittel haben, Andere durch Gewalt, List und Trug für sich mit arbeiten zu machen, um entweder weniger, als sie oder gar nicht zu arbeiten, oder besser als sie zu leben. Geld und Güter sind also nichts als Müssiggänger und Gutschmeckerprivilegien, für die wir armen Sünder die

Kosten bestreiten müssen: die Uebertragung dieser abscheulichen, unmoralischen, unchristlichen Gewohnheiten von den Eltern auf die Kinder nennt man Erbschaft. Gut lassen wir's dabei, aber enterben wir auch Niemand, sondern machen wir, daß unsre Nachkommen diese ganze schöne Erde mit allen Gebäuden und Vorräthen gemeinschaftlich erben, dann bedarf es keiner Erbschichter mehr, die doch auch nur vom Betrug leben und ihre Zeit besser anwenden würden, wenn sie den Weibern beim Waschen und Kochen behülflich wären.

Jesus sagte hier den Jüngern wegen dieser Erbschaftsfrage ein Gleichniß.

V. 16. Es war ein reicher Mann, deß Feld hatte wohl getragen.

V. 17. Und er gedachte bei ihm selbst, und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nichts, da ich meine Früchte hinsammle.

V. 18. Und sprach: Das will ich thun. Ich will meine Scheunen abbrechen und großen bauen, ich will darin sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter.

V. 19. Und ich will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth.

V. 20. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird es sein, das du bereitet hast.

Nämlich: wem wird es gehören, was du gesammelt hast.

V. 21. Also geht es, wer ihm Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott.

V. 22. Er aber sprach zu seinen Jüngern: Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollt, auch nicht für euren Leib, was ihr anthun sollt.

V. 23. Das Leben ist mehr, den die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung.

V. 24. Nehmet wahr der Raben: sie säen nicht, sie ernten auch nicht, sie haben auch keine Keller noch Scheunen, und Gott nährt sie doch. Wie viel aber seid ihr besser als die Vögel?

V. 29. Darum auch ihr fraget nicht darnach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt, und fahret nicht hoch her.

V. 31. Doch trachtet nach dem Reich Gottes, so wird euch das alles zufallen.

Dieses Gleichniß enthält folgende Lehre: Jetzt, wo Einige den Kummer und die Sorge um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens nicht kennen, weil sie mittelst des Geldes und des Eigenthums pfiffig die Früchte unserer Arbeit für sich und ihre Familien aufzuspeichern wußten, wodurch wir dem Kummer und der Sorge um unsere Existenz noch mehr in die Klauen fielen, jetzt, wo die Propaganda für die Verbreitung der Lehre unserer Befreiung durch Kummer und Sorgen bedeutend gehindert wird, jetzt sollen wir, so viel es nur immer möglich ist, Kummer und Sorgen für den andern Tag an den Nagel hängen.

Jaget doch einmal die Aengstlichkeit um euer spießbürgerliches Fortkommen zu allen Teufeln. Ihr allein könnt mit euren geringen Mitteln ja doch nicht zu bedeutendem Geld und Gütern kommen. Sorget darum nicht, bei wem und für wen ihr Morgen arbeiten werdet, wenn ihr nicht freiwillig hungern wollt, so werdet ihr nicht verhungern. Sorget nicht um ein Etablissement, die Verwirklichung der Gemeinschaft der Güter, das sei unser Etablissement. Wir wollen uns nicht einzeln, sondern wir wollen uns alle mitsammen etabliren, wenn ihr nur wollt; nichts ist leichter als das.

Sorget nicht um die Mittel zur Heurath, die Mädchen und Weiber sollen Geduld haben und zuwarten, dann sparen wir wenigstens die Heurathssporteln und brauchen auch keine Verbindung gegen unsere Neigung einzugehen. Nicht wahr Mädchen, ihr könnt noch warten? Mit der Heurath gewiß, wenn nicht mit der Freundschaft und Liebe. So liebet und versüßet uns den letzten schönsten Kampf. Sorget nicht, wie ihr eure Schulden bezahlen werdet; am jüngsten Freiheitstage werden alle Schulden auf einmal getilgt sein. Sorget auch nicht um die Zukunft, um euere alten Tage, sondern, wer noch kein graues Haar hat, der nehme sich vor, alle 14 Tage, wenigstens einen seiner Mitmenschen für das Prinzip der Gemeinschaft der Güter zu bekehren, bevor er ein graues Haar bekommt. Das ist die beste Sparkasse, in die ihr für euer Alter einlegen könnt, damit könnt ihr in kurzer Zeit zum Ziele kommen. Sorget also um all diesen Kram nicht, sondern:

V. 31. Trachtet nach dem Reiche Gottes, so wird euch dies Alles zufallen.

Verstehet ihr das wohl? Es ist alles so klar, so deutlich, so handgreiflich! Schauen wir darum nicht immer oben hinauf, in die blauen Lüfte, wenn vom Reich Gottes die Rede ist; hier unten ist auch ein Reich Gottes zu erobern. Wenn wir dieß nicht für möglich halten und für die Begründung desselben aufzutreten nicht den Muth haben, wie wollen wir denn das ewige Leben erhaschen können, was doch auf keinen Fall für feige Sclavenseelen bestimmt ist, denn sonst möchte sich mancher dafür bedanken.

Fasset Muth, enterbte Sünder, euch ist ein schönes

Reich beschieden. Sehet um euch die wogenden Felder, die fruchtschweren Bäume, die zierlichen Straßen und Gebäude, die Schiffe auf den Meeren, Flüssen und Seen, die Landstraßen und Eisenbahnen, auf welchen die Produkte der verschiedenen Klima's mit Blitzesschnelle auftauchen, das zahllose Vieh auf den Weiden, die gefüllten Magazine, Speicher und Keller, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Grund der Gewässer, die Kräuter auf den Alpenhöhen und das Erz in den Schachten der Erde; die Weisheit eurer Vormünder, der Reiz der Erkenntniß, die Erhabenheit der Einsicht, die Pracht der Künste, die Erheblichkeiten der Wissenschaften, die Akademien, Turnplätze, Festvergnügungen: Alles dieß, Alles ist von Gottes- und Rechtswegen, euer Aller g e m e i n s c h a f t l i c h e s Erbe. Fordert es wieder zurück von den Bethörten, die sich und euch und euern Nachkommen die Zwangsjacke der Erbschaft im Narrenhause des persönlichen- und Standeseigenthums anlegten; fordert es wieder zurück von diesen närrischen Narrenhütern, und laßt euch nicht länger von ihnen am Narrenseil herumführen. Es sind betrogene Betrüger, die nicht den Muth der Aufopferung haben. Sie haben falsche Münzen bekommen, und geben sie falsch wieder aus, einige wissentlich, andere unwissentlich. Das ist die Erbschaft.

So lange ihr nun nicht den Muth habt, zu verlangen, was euch gehört, so lange werden sie euch auch nicht geben, was sie und ihre Vorfahren sich zugeeignet; ihr selbst würdet einen solchen für närrisch halten, der dieß jetzt allein thäte. Also an uns ist es zu handeln, an uns armen Sündern. Laßt uns der Dirne das Bad ausgiessen.

Jesus lehrt die Abschaffung des Geldes.

Es ist nicht zu verlangen, daß die Geheimnisse des essäischen Bundes damals alle Tiefen der heutigen kommunistischen Lehre vollständig aufgefaßt, noch daß Jesus in seinen eigenen Ideen die seiner Bundesmitglieder bedeutend überragt habe.

Der Kommunismus, wie er damals unter der Gestalt der essäischen Schule, die sich später die christliche Schule nannte, erschien, war den Bedürfnissen seiner Zeit und den Fortschritten der Wissenschaften in derselben anpassend und deßhalb in der Form vielleicht dem babouvistischen am ähnlichsten, insofern nämlich, als dieser letzter noch wenig Form angelegt hatte, eben so wenig wie der essäische,

Alle diese Lehren, die der Essäer, der Christen und Kommunisten sind, über Eines einverstanden, nämlich über das Prinzip der Gemeinschaft der Arbeiten und der Güter. Die Organisation dieser Gemeinschaft, so wie die Mittel zur Ausführung derselben, dies waren immer diejenigen Fragen, nach deren Lösung am meisten geforscht wurde, und noch geforscht wird.

Weder von Jesus noch von den Essäern ist uns ein Organisationsplan bekannt geworden, den hatten sie, wie zu vermuthen ist, entweder sehr unvollkommen, oder gar nicht angefertigt.

Daß in einer Gemeinschaft der Arbeiten und der Güter, wenn diese die Einwohner eines ganzen Landes begreifen, das Beibehalten des heutigen Geldsystems eine Unmöglichkeit ist, wenigstens unter der Form von heute, scheint ausgemacht; daß aber Jesus das Volk nicht

positiv auf die Abschaffung des Geldes im Allgemeinen aufmerksam machte, war entweder um dadurch die schwachen Begriffe desselben nicht zu verwirren, oder weil er selber noch nicht wußte, was an die Stelle des Geldes zu setzen sei. Sage man den, mit den Tagesbegebenheiten unbekannten Bauern eines von Städten entfernten Landstrichs: das Geld müsse abgeschafft werden, so wird man sehen, welchen Unglauben und Zweifel diese Behauptung selbst heute noch bei vielen unter ihnen erregen wird, ohne daß sie deswegen gegen das Prinzip selbst wären. Es ist nicht zu erwarten, daß ein jeder, der sich für das Prinzip der Gemeinschaft erklärt, auch die Möglichkeit schon vorher studirt habe. Wer einsieht, daß in der heutigen Organisation der Gesellschaft schlechte Ordnung gehalten wird, wer einsieht, daß es darin für alle besser sein könnte, wenn Jeder angehalten wäre, in seinen Arbeiten und Genüssen mit den Uebrigen im Gleichgewicht zu bleiben, wer für sich keine bessere und keine schlechtere Verhältnisse will, als für alle andern Menschen, wer das was er will, für alle auf gleiche Weise will: der ist ein Christ, der ist ein Kommunist.

So war auch Jesus ein Kommunist; er lehrte das Prinzip der Gemeinschaft, sowie die Nothwendigkeit dieses Prinzips; die Verwirklichung desselben, und die Form unter welcher es verwirklicht werden würde, überließ er der Zukunft. Möglicherweise, daß man im essäischen Bunde über alles dies einverstanden war, doch wurde der Plan einer christlichen Republik damals nicht gegeben.

Wenn nun auch Jesus nicht ausdrücklich die Worte: „Das Geld muß abgeschafft werden“ ausgesprochen hatte, so hat er doch gesagt: ihr sollt es nicht bei

euch tragen, es nicht sammeln, es denen geben, die nichts haben u. s. w. Das aber ist augenscheinlich nur für die Apostelzeit und während der Uebergangsperiode anwendbar. Wenn ich das Geld nicht bei mir tragen und nicht sammeln soll, und wenn ich viel habe, es andern, die mir abborgen wollen, geben muß, dann ist es besser, man schafft es ganz ab, wenn es in einer vollkommneren Gesellschaft überflüssig wird; ohne dieses ist überhaupt keine wahre Gemeinschaft, keine Harmonie und Freiheit für Alle in der Gesellschaft denkbar. In nachfolgenden Stellen spricht sich Jesus deutlich über diesen Punkt aus:

Math. 10. V. 9. Ihr soll nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euern Gürteln haben.

Math. 6. V. 19. Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie der Rost und die Motten fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen.

V. 24. Niemand kann zweien Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

So kannte Jesus auch die innern Triebe der menschlichen Seele und wußte recht gut, daß Geld und Eigenthum zu Verbrechen und zu Gräueln führte: dieß beweist er in:

V. 21. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Wenn die Menschen ihre Schätze zu Privateigenthum machen, so muß einer gegen den andern im Aufsuchen dieser Schätze feindlich verfahren, indem ihre Interessen einander entgegen laufen, dadurch scheuert die Freundschaft und die Liebe verwundet sich; machen die Menschen dagegen gemeinschaftliches Interesse, so lebt

und webt Einer für den Andern, indem das Herz seine Neigung in den Schatz legt, der Allen ist, ist der gegenseitige Beistand die nächste Folge davon. Die Abschaffung des Geldes ist also die natürliche Aufhebung der Vergehen.

Trotz diesen christlichen Bibelsprüchen und der eifrigen Verbreitung derselben, nimmt die Gewalt und Macht des Mammons unter uns immer mehr überhand. Zahlreiche Heere von Mammonsdienern haben sich unter dem Namen Kapitalisten über diese Erde gelagert und fordern unter dem Namen Zins die besten Produkte derselben. Fragt sie einmal, warum sie als Christen Zins verlangen, warum sie vorgeben, vom Zins zu leben, während es doch ausgemacht ist, daß Niemand vom Zins, sondern nur durch die Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens leben kann, welche ohne Arbeit Niemand anders sich verschaffen kann, als indem er Andere um ihren Theil listiger Weise mit dem Pfänderspiel der geprägten Stücke betrügt. Der Christ soll nicht Zins fordern.

Lukas 6. V. 35. Doch aber liebet eure Feinde; thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet; so wird euer Lohn groß sein, und werdet Kinder des Allerhöchsten sein. Denn er ist gütig über die Undankbaren und Boshaften.

Jesus lehrt die Abschaffung der Strafen.

Dieses spricht sich klar und deutlich in folgender Stelle aus:

Math. 5. V. 38. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Aug um Aug, und Zahn um Zahn.

V. 39. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.

V. 40. Und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.

V. 41. Und so dich Jemand nöthigt, mit ihm eine Meile zu gehen, so gehe zwei mit ihm.

V. 42. Gieb dem der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.

V. 43. Ihr habt gehört, daß gesagt ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.

V. 44. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Daraus geht hervor, daß nach den Grundsätzen des Christenthums der Christ weder Gesetze machen, noch Strafen dekretiren kann, weil Gesetze und Strafen nur gegen solche angewandt werden, welche sich feindselig gegen die Individuen der Gesellschaft stellen. Diese aber sollen nicht mehr bestraft werden, sondern die Ursachen sollten weggeräumt werden, durch welche sie zu Feinden der Gesellschaft werden.

Darüber finden wir noch mehr sehr deutlich ausgesprochene Stellen.

Math. 7. V. 1. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Jesus sagt also hier nicht, wie dieß unter uns zur Regel geworden ist: Vergehe dich gegen Niemanden, damit du von Niemanden bestraft wirst, sondern: Richte Niemanden, damit man dich nicht wieder richte.

V. 12. Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.

Dieß aber ist nur in der Gemeinschaft der Güter möglich, darum ist ohne dieselbe gar kein Christenthum im Prinzip herzustellen.

Lukas 7. V. 47. Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet (gesündigt), welchen aber wenig vergeben wird, der liebet (sündigt) wenig.

Man lese das Gleichniß von dem verlornen Sohn, Luk. 15. Dieser hat sein Gut mit Prassen durchgebracht und kam, als er ins Elend gerieth, wieder zu seinem Vater zurück, welcher ihm vor Freuden ein Festmahl bereitete, was er dem andern ordnungsliebenden fleißigen Sohne nie bewilligt hatte. Als ihm dieser darüber Vorwürfe machte, sagte der Vater zu ihm:

V. 31. Mein Sohn, du bist allzeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein.

V. 32. Du sollst aber fröhlich und guten Muthes sein; denn dieser, dein Bruder, war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.

Math. 18. frägt Petrus, Jesus wie oft er denn seinem Nächsten verzeihen müsse, ob siebenmal genüge.

V. 22. Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

Auch in Bezug auf diesen Lehrsatz, der Abschaffung der Gesetze und Strafen, paßten die Schriftgelehrten und Pharisäer die Gelegenheit ab, um Jesum eine Schlinge zu legen. Sie brachten ein, auf frischer That, auf dem Ehebruche betretenes Weib vor ihn geschleppt,

wohl wissend, daß er dieselbe nicht verurtheilen würde, und also sich vor den Augen des Volkes einer Gesetzlosigkeit oder Lästerung des Gesetzes werde zu Schulden kommen lassen müssen.

Sie sagten ihm Joh. 8. V. 5.

> Moses hat uns ein Gesetz geboten, solche zu steinigen, was sagst du?

Nun bückte sich Jesus, statt aller Antwort, nieder und schrieb mit den Fingern auf die Erde, sehr wahrscheinlich um Zeit zur Beantwortung dieser kritischen Frage zu gewinnen; dann sagt er:

> V. 7. Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

Auf diese Antwort giengen sie, einer nach dem andern, hinaus und ließen Jesus mit dem Weibe allein. Dieses frug er nun, ob sie von Niemanden verdammt worden sei; Nun gut, so verdamme ich dich auch nicht.

Am deutlichsten spricht sich die Abschaffung der Gesetze und Strafen in der Lehre Jesus aus, Math. 18., wo er sagt:

> V. 15. Sündiget aber dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen.

Das „strafe ihn zwischen dir und ihm" will hier offenbar heißen: mache ihm unter vier Augen Vorstellungen über sein Unrecht, mache ihm Vorwürfe, strafe ihn mit Worten u. s. w. Wäre dieß nicht der Sinn der Worte, so würde es nicht im Nachsatz heißen können:

höret er dich u. s. w.; dieß geht auch aus den folgenden Worten hervor:

V. 16. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß aller Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund.

V. 17. Höret er dich nicht, so sage es der Gemeinde, höret er die nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner.

Die Versöhnung sollte doch also immer durch Verständigung zu Stande kommen, nie sollte man zu Gericht sitzen und strafen; der höchste Ort war die Anklage vor der Gemeinde und die höchste Strafe der Starrköpfigen sie für Heiden oder Zöllner zu halten, d. h. mit ihnen allen Verkehr abzubrechen. Dies nahm jedoch Jesus selber niemals streng, denn, wie bekannt, pflegte er mit Heiden und Zöllnern Umgang. Wenn seine Lehre nicht durchweg Liebe und Verzeihung hauchte, wenn er für Beibehaltung der Gesetze und Strafen gewesen wäre, so hätte er keine Feindesliebe predigen und nicht sagen können: Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht; eben so wenig hätte er die Nächstenliebe als alleiniges Gesetz aufstellen können und sagen: alle Gesetze seien darin enthalten, dieß sei das Gesetz und die Propheten.

Das Prinzip der Lehre Jesu ist die Gemeinschaft der Arbeiten und Genüsse.

Math. 6. V: 25. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung.

Ist aber, muß sich der Leser fragen, solch ein sorgenloses Leben ohne die Gemeinschaft der Arbeiten und Genüsse möglich? Nein! Dieß vergißt oder beseitiget man immer bei allen Bibelauslegungen, und doch kann nur dadurch der Sinn der schwierigsten Lehrsätze Christi klar und deutlich aufgefaßt werden.

V. 34. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine Plagen habe.

Uebrigens hatten diese beiden Stellen wohl mehr Bezug auf die damaligen Lebensverhältnisse der Apostel, als auf die Gesammtheit der Bekenner der Lehre Jesu, denn die Apostel arbeiteten nicht mehr viel in ihren Handwerken und wurden auf ihren Reisen nach der damaligen Sitte überall gastlich aufgenommen. Folgende Stelle war indeß an das ganze Volk adressirt, als dieses Johannes, den Täufer, frug, was es thun müsse. Lukas 3.

V. 11. Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, der thue auch so.

Dafür würden sich aber die meisten unserer frommen Christen wohl bedanken. Was meinst du, Leser?

Wie wir nun heute in der Bibel nach den Stellen suchen, welche mit unserer Ueberzeugung in Harmonie stehen, also auch damals Jesus. So las er einst in der Schule zu Nazareth die Stelle aus dem Propheten Jesaias, wo es heißt:

Lukas 4. V. 18. Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt, zu verkünden das Evangelium **den Armen**, zu heilen die zerstossenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, **daß sie los sein sollen**, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie **frei und ledig** sein sollen.

Sehr deutlich gibt Jesus aber die Vortheile der Gemeinschaft, Lukas 18, zu verstehen, wo es heißt:

V. 29. Wahrlich ich sage euch: Es ist Niemand, der ein Haus verläßt, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen.

V. 30. Der es nicht vielfältig wieder empfange in **dieser Zeit**, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.

Hier ist gar keine zweideutige Auslegung mehr möglich, denn Jesus spricht sowohl von dieser Zeit, als auch von der zukünftigen, und sagt ausdrücklich, daß Alles, was ein jeder verlasse, ihm vielfältig in dieser Zeit wieder ersetzt werden wird.

Nur in der Gemeinschaft der Arbeit und der Güter und der in derselben zu bewirkenden Oekonomie ist es möglich, den allgemeinen Wohlstand so zu heben, daß jeder einzeln nach der Einrichtung derselben mehr Freiheit, mehr Genüsse und weniger Mühe hat, als vor derselben mit seinen Häusern, Geld und Gütern.

Auf welche Weise nun die freiwillig verlassenen Güter vielfältig in dieser Zeit mitgenommen werden können, war schwerer zu erklären und wäre noch schwerer verstanden worden, das können heute noch Millionen nicht fassen, was sie fassen können, ist, daß man recht gut den Ueberfluß des Einen nehmen könnte, um ihn den Armen zu geben; das aber wäre nur zweckmässig, wenn von Lebensmitteln, Kleider und Möbeln die Rede ist, aber Handwerkzeug, Geld, Grund und Boden kann in der Gemeinschaft nicht vertheilt werden; ersteres (der Ueberfluß) wird unnüz und abgeschafft, und letzteres (Hab und Gut) gehört Allen gemeinschaftlich und Niemanden besonders.

Aber unsere Reichen, welche die heutige gesellschaftliche Ordnung leiten, wollen in diesen ihnen sauer schmeckenden Apfel nicht beißen. Sie haben mit ihren Rechtsgelehrten und Gottesgelehrten ein Recht geschaffen, welches mir den Geschmack daran verleiden oder verwehren soll. Das war damals, wie heute; auch damals besetzten sie alle Lehrstellen aus ihnen, und in ihrem Interesse, wie damals, so macht man auch heute dem Volke ein X für ein U. Die Akten unserer Diplomaten, Regenten, Advokaten, sowie überhaupt der ganzen regierenden Schreiberklasse wimmeln davon. Diese nannte Jesus damals die Masse der Schriftgelehrten, inbegriffen die Ausleger der mosaischen Gesetze; heute können wir überhaupt die aller bestehenden Gesetze dazu rechnen. Von diesen sagt Jesus:

Lukas 11. V. 46. Wehe euch Schriftgelehrten! denn ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rührt sie mit keinem Finger an.

V. 52. Wehe euch Schriftgelehrten! die ihr den Schlüssel der Erkenntniß habt. Ihr kommet nicht hinein, und wehret denen, so hinein wollen.

Seht ihr, so steht es heute noch immer und wird auch, trotz ihren trügerischen Freiheitsphrasen, so bleiben, so lange ihr für die Leitung eurer öffentlichen Angelegenheiten Leute wählt, die euere Mühen nicht theilen, die besser leben und besser leben wollen, als ihr. Sie werden immer nur für ihr Interesse regieren und nicht für das eure. Zur Begründung eueres gesellschaftlichen Glückes bedürft ihr der Diplomaten- und Advokatenkniffe nicht, die werden nur zu euerem Nachtheile angewandt. Wollt ihr eine Verbesserung euerer Lage, so müßt ihr Leute in die Regierung wählen, welche eine Verbesserung ihrer eigenen Lage bedürfen und ihnen zur Pflicht machen, ihr eigenes Wohl nur in dem eurigen zu begründen. Wählet Niemanden, der nicht den Muth hat, alle seine Güter zum Wohle des Staates herzugeben; wer das nicht will, den könnt ihr zur Leitung euerer Angelegenheiten nicht brauchen. Machet einmal den Versuch und stellet diesen Grundsatz auf. Bearbeitet alle eure arbeitenden Mitbürger für diesen Grundsatz. Ihr seid ja die ungeheure Mehrzahl; es kommt nur darauf an, euch zu verständigen, euch zu berathen. Wenn heute nur in einer Gegend Einer dafür wäre und alle acht Tage einen andern dafür gewönne und dieser dann wieder ebenso, so wäre bis in einem Jahr die ganze Gegend dafür und dann habt ihr gewonnen. Nicht wahr, so gehts? Also fragt an.

Das Prinzip Jesu ist das Prinzip der Freiheit und Gleichheit.

Hierüber kann nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten; man nehme nur Math. 20 zur Hand, wo man klar und deutlich ausgesprochen findet:

V. 25. Aber Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt.

V. 26. **So soll es nicht sein unter euch**, sondern, so Jemand will gewaltig sein unter euch, der sei euer Diener.

V. 27. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht.

Eben so deutlich heißt es Math. 23.

V. 8. Aber ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister, Christus; Ihr aber seid alle Brüder.

V. 11. Der Größte unter euch soll euer Diener sein.

V. 12. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet.

Aus diesem geht hervor, daß die Monarchie mit dem Christenthum unvereinbar ist, oder deutlicher, daß ein Christ nicht Monarch sein kann. Deßgleichen geht daraus hervor, daß in einer christlichen Republik Niemand sich eine politische Gewalt anmaßen, noch dieselbe annehmen darf, denn der Christ soll weder ein Recht, noch eine Gewalt, noch einen Befehl über seine Mitmenschen ausüben, der Christ soll gar kein Amt annehmen, in welchem er gezwungen ist, zu richten und zu

strafen, wenigstens soll er es nur in der Absicht annehmen, das Regieren, Befehlen, Strafen u. s. w. dadurch aufhören zu machen.

Ferner soll in einer christlichen Republik Niemand vornehm, Niemand gering, Niemand Herr oder Knecht sein, noch sich Meister nennen, oder sonst Ehrentitel sich beilegen lassen. Dieß haben zu Zeiten der Reformation die Wiedertäufer wohl begriffen, welche, obwohl sie in den damaligen Kriegen dem Einflusse der Reichen verbunden, mit dem Egoismus und der Einseitigkeit einiger Reformatoren unterlagen, dennoch bis auf den heutigen Tag an einigen damals aufgestellten Grundsätzen festhielten. So nehmen sie z. B. gar kein öffentliches, obrigkeitliches Amt an, welches es auch sei; sie beschwören nicht, werden nicht Kaufleute, Wirthe und Soldaten, und glaubten von Jesus, daß er nicht Gottes Sohn gewesen sei, sondern der Heiligste von allen Heiligen.

Ein anderer ihrer damaligen Grundsätze war der: Kein Christ kann mit gutem Gewissen irgend ein Eigenthum, welches es auch sei, besitzen; sondern Alles, was jeder Einzelne besitzt, muß in die Gemeinschaft gegeben werden.

Diese Wiedertäufer, welche zur Zeit der Reformation den großen Bauernkrieg hervorriefen, den Dr. Zimmermann so ausführlich geschichtlich bearbeitet hat, waren, wie ihr Prinzip, so verläumdet und ihre Ansichten so bei dem Volke verdächtigt worden, daß man sie bis auf heute als durchweg überspannte Köpfe betrachtete. Erst Zimmermann hatte der Geschichte mit unsäglichem Fleiß und Mühen den damaligen Schleier gelüftet; und an die Stelle des Abscheues, der auf den Männern der damaligen Bewegung lag, tritt nun Bewunderung,

während der Glanz mancher gepriesenen Reformatoren, besonders Luthers, sich in diesem Flammenspiegel der kühn veröffentlichten, aus dem Dunkel alter Dokumente hervorgezogenen Wahrheit bedeutend trübt.

Opfer, die Jesus für die Verbreitung der Gemeinschaft nöthig hält.

Als Jemand begeistert von der Lehre Jesu, diesem das Anerbieten machte, ihm zu folgen, sagte er zu ihm Lukas 9. V. 58:

Die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht so viel, darauf er sein Haupt lege.

V. 59. Und er sprach zu einem Andern, folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.

V. 60. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben, gehe aber hin, und verkündige das Reich Gottes.

V. 61. Und ein Anderer sprach: Herr ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind.

V. 62. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Mithin hielt Jesus nur einen Menschen, der aus Liebe zum Prinzip, schon mit allen Banden der Familie, des häuslichen Wohllebens und der alten Gewohnheiten, gebrochen hatte, für geschickt zur Verbreitung der neuen Lehre. Denen, welche sich hierin bewährt hatten, empfahl er folgende Lebensregel:

Lukas 10. V. 4. Traget keinen Beutel, noch Tasche, noch Schuhe, und grüßet Niemand auf der Straße.

Obwohl sie bei den Leuten Steuern sammelten, und für ihren Unterhalt zur Verbreitung der Lehre Geld nahmen — wo dies freiwillig geboten wurde — so hatte doch keiner einen Beutel für sich, oder sollte ihn wenigstens nicht haben, indem alles gesammelte Geld von Judas getragen wurde, welcher der Kassirer der wandernden Gemeinde war.

Da Jesus und die Apostel arm waren, so hätte man annehmen können, sie hätten nur vom Bettel gelebt, und in unserer Zeit hätte man diese Art Lebenswandel auch so genannt; allein damals war die Gastfreundschaft noch sehr im Gebrauch, und die Bedürfnisse dieser Männer sehr gering. Daß also das Zehren vom Gute Anderer, sowie das Anfragen um Herberge bei ihnen nicht als eine Bettelei oder eine Bitte betrachtet werden kann, beweiset wohl das: Grüßet Niemanden auf der Straße, so wie:

V. 7. In demselben Hause aber bleibet, esset und trinket was sie haben; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ihr sollt nicht von einem Hause zum Andern gehen.

Solche Regeln empfiehlt Jesus denen, die nichts haben, er wollte aber nicht, daß sie erbetteln sollen, was sie bedürfen. Von der andern Seite räth er denen, die haben, folgendes an:

Lukas 14. V. 12. Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl machest, so lade nicht deine Freunde, deine Brüder, noch deine Bekannten und Nachbarn, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wieder laden, und dir vergolten werde.

V. 13. Sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden.

Mit welcher Kraft und Energie Jesus das Apostelamt, für die Verbreitung der Lehre, der er sich weihte, ergriffen, welchen festen kühnen Muth und welche Ausdauer die Ueberzeugung der Nothwendigkeit derselben, in ihm erregt hatte, spricht sich in folgenden Stellen aus, wo er das Volk, das ihm nachfolgte, anredete, und ihm vorstellte, daß die Sache, an der es Theil nehmen zu wollen scheine, keineswegs eine so leichte Aufgabe sei. Es heißt Lukas 14.

V. 26. So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kind, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.

V. 27. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.

V. 28. Wer ist aber unter euch, der einen Thurm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschätzt die Kosten, ob er es habe auszuführen.

V. 29. Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt habe, und kann es nicht hinausführen, Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten.

Wer also vor der ungeheuren Arbeit des Thurmbaues zurückschreckt, wer sich sagt: Das erlebe ich doch nicht mehr, oder: es ist unmöglich, dazu die nöthigen Arbeiter, das nöthige Material zusammen zu bringen; überhaupt, wem nicht am Aufbau dieses Thurmes mehr gelegen ist, als an allen persönlichen Genüssen, Gütern und Freuden dieser Welt, der gehe auf die Seite, damit er den andern Arbeitern nicht im Weg steht.

Bei einer so wichtigen Arbeit werden natürlich Viele müde werden, Viele den Muth zur Arbeit verlieren, Manche den Plan des Baues nicht begreifen, die angeordneten Arbeiten kritisiren, andere Zwecke unterschieben, oder gar vernachlässigen. Alles dieses darf die nicht

abschrecken, denen es um die Vollendung des Ganzen zu thun ist, die ihr Glück, ihre Ehre, ihre Hoffnung nur darin suchen und nirgends anders verfolgen wollen.

Der Eifer, mit welchem die Arbeit im ersten Enthusiasmus angegriffen wird, ist gar groß, man meint, es solle wie durch einen Zauber vollendet werden, jedoch allmälig ermüden und verzweifeln Manche, und entmuthigen dadurch Andere.

Alle solche Leute können den großen Bau doch nicht verhindern, die Kraft nicht brechen, die in dem Kern der Individuen lebt, welche die Vorsehung gleichsam selbst zu Baumeistern und Leitern einer so großartigen Arbeit bestimmte.

So faßte Jesus den Plan des großen Werkes auf. Er stellte Jedem die große Schwierigkeit der Sache vor, wohl wissend, daß es bei der Verbreitung der Lehre weniger auf die Menge, als auf die Kraft und Energie seiner Jünger ankomme.

Ueber die Verwirklichung seines zukünftigen Reiches sprach Jesus überhaupt dem Volke viel in Gleichnissen, die recht gut verständlich sind, wenn man nur die Worte: „Das Himmelreich ist gleich“ nicht wörtlich nimmt, sondern sie ungefähr so übersetzt: Mit der Verbreitung, zur Herstellung des Reiches Gottes auf Erden, geht es wie mit u. s. w.

Wollte man z. B. wörtlich nehmen: Das Reich Gottes ist gleich einem Sauerteige, so würde doch darin schwerlich ein vernünftiger Sinn zu finden sein, denn das Reich Gottes selbst kann doch unmöglich mit einem Sauerteige verglichen werden; sage ich aber: Mit der Propaganda zur Herstellung des Reiches Gottes geht es

wie mit einem Sauerteige, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis es ganz durchsäuert wäre so versteht man schon leichter, daß eben wie dieser Sauerteig nach und nach den ganzen Teig durchsäuert, dieß eben auch der Fall mit der Propaganda einiger tüchtiger Apostel sei, welche auch nach und nach das ganze Volk für ihre Lehre gewinnen können. Math. 13. V. 33. Eben auf diese Weise sind alle Gleichnisse Jesu über die Einführung des Reiches zu deuten; das mit dem Senfkorn z. B. Math. 13. V. 31.

So wie nämlich das Senfkorn das kleinste unter den Saamen ist, und doch daraus eine Pflanze hervorschießt, die ihre Zweige weit verbreitet, ebenso kann ein einfacher schlichter Mensch eine anerkannte oder unwiderlegbare Wahrheit ebenfalls weit verbreiten.

Das Gleichniß vom verborgenen Schatz. Math. 13.

V. 44. Abermal ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand, und verbarg ihn, und ging hin vor Freuden über denselben und verkaufte Alles was er hatte, und kaufte den Acker.

Wer also für die Gründung eines neuen Reiches sich begeistert, wem dieser Enthusiasmus kommt, der verkauft Alles was er hat, der opfert alles für die Erreichung dieses Zieles.

Eben so das Gleichniß von der Perle.

V. 46. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte Alles was er hatte, und kaufte dieselbe.

Die Ansicht Jesu, auf welche Weise die für die Gründung eines bessern Reiches nöthige Propaganda zu machen sei, spricht sich in folgendem aus;

V. 47. Abermal ist gleich das Himmelreich einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fänget.

V. 48. Wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die Guten in ein Gefäß zusammen, aber die Faulen werfen sie weg.

Dieß heißt so viel als: Machet jetzt vor Allem tüchtige Propaganda und wackelt nicht lange herum, ob Der oder Jener tauglich sei oder nicht; mit diesen langen Prüfungen dürft ihr eure Zeit nicht verlieren. Ihr möget nun prüfen, wie ihr wollt, nachsehen, so oft und so genau ihr wollt, so werdet ihr immer Faule darunter finden. Also laßt das Suchen, bis alles voll ist, d. h. bis Alles für die Sache ist, dann ist es immer noch Zeit, für die Leitung des Ganzen eine geeignete Wahl zu treffen.

Sehr schön ist das Gleichniß vom Säemann, Math. 13. V. 3 bis 8. Wir wollen die Auslegung desselben von Jesus hören.

V. 19. Wenn Jemand das Wort von dem Reich höret und nicht versteht, so kommet der Arge und reißt es hin, was da gesäet ist in sein Herz, und der ist es, der an dem Wege gesäet ist.

V. 20. Der aber auf das Steinigte gesäet ist, der ist es, wenn Jemand das Wort höret und dasselbe bald aufnimmt mit Freuden.

V. 21. Aber er hat nicht Wurzel in ihm, sondern er ist wetterwendisch; wenn sich Trübsal und Verfolgung erhebt um des Wortes willen, so ärgert er sich bald, (so verliert er den Muth).

V. 22. Der aber unter den Dornen gesäet ist, der ist es, wenn Jemand das Wort höret, und die Sorge dieser Welt und Betrug des Reichthums erstickt das Wort und bringet nicht Frucht.

V. 23. Der aber in das gute Land gesäet ist, der ist, wenn Jemand das Wort höret, und *verstehet es* und dann auch Frucht bringet; und etlicher trägt hundertfältig, etlicher aber sechzigfältig, etlicher dreißigfältig.

Machet also tüchtig Propaganda für das Reich Gottes, wenn auch hie und da ein Unverständiger sich wieder bethören läßt, wenn auch mancher Wetterwendische den Muth verliert, wenn auch Leiden und Trübsal die Thatkraft vieler unserer Brüder lähmen; das Alles darf uns nicht hindern, wenn wir unseren Vortheil, nämlich den Vortheil Aller verstehen.

So groß die Opfer waren, die Jesus für die Verwirklichung seiner Lehre nöthig hielt, eben so streng waren auch die Lebensregeln, die er während der Propagandazeit und der Uebergangsperiode anempfahl. Luk. 14.

V. 8. Wenn du von Jemanden geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht oben an, daß nicht etwa ein ehrlicherer, denn du, von ihm geladen sei.

V. 9. Sondern setze dich unten an, auf daß, wenn da kommt, der dich geladen hat, spreche zu dir: *Freund rücke hinauf*; dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen.

Diese Stelle bezieht sich heute auf alle Diejenigen, welche durch ihr Geld, ihren Rang und ihre Aemter mehr geehrt werden als andere Leute, die an diesem Kram keinen Theil haben. Jene richten sich auch *unter einander* schon so ziemlich nach dieser Anstandsregel, wo sie aber mit letzteren in Berührung, nehmen sie darauf keine Rücksicht. Diese Letztern aber sind auch zum gemeinschaftlichen Mahle berufen, und wenn sie einst dabei erscheinen, so wird man ihnen sagen: *Freunde, rückt hinauf!*

Treibet euer Blut nicht stärker zum Herzen, wenn ihr auf den Straßen die abgeschabten Hüte und Kappen, dieser armen schlechtgekleideten Letzten vor den glänzenden Filzen der Reichen sich rücken und sinken sehet?

Spiegelt sich nicht der Unwille in euern Blicken, wenn ihr sehet, wie dieses Hut- und Kappenziehen immer zuerst von den ärmlicher gekleideten des Volks ausgeht, und oft von dem Andern kaum durch eine Handbewegung erwidert wird?

Wohl zeugt der freundliche Wechsel der Grüße von einer guten herzlichen Gemüthsart; aber eckelhaft und widerlich wird es durch den Unterschied von arm und reich. Es sind Bettelkomplimente, die der stupide Arme vor der reichen Kleidung macht, in welcher er den reichen Mann vermuthet.

Das Kompliment gilt sehr oft wirklich nur der Kleidung, nicht dem Mann; um so schlichter diese ist, um so schwächer rückt man die Kappe; nehmt einen Bündel auf den Rücken, so fällt es Niemand mehr ein, vor euch den Hut zu ziehen.

Tell beugte sich nicht vor dem sammetnen Federhute des Geßlers, eure schäbigen Kappen aber, werden durch jedes glänzende Stück Tuch, durch jeden Pariser Modefrack in Bewegung gesetzt, ohne daß oft nur euer Wedeln erwidert wird. Das ist in Monarchien, wie in Republiken, in Deutschland wie in der Schweiz so.

Aber so sollte es nicht sein. Wer zu stolz ist euren Händedruck hinzunehmen, vor dem sollt ihr auch die Kappen nicht ziehen.

Glaubt nicht, daß die reichen Leute euch dieser demüthigen Kappenmanöver wegen mehr achten. In Frankreich ist man seit der ersten Revolution darüber hinaus

gekommen; die schönen Fracks werden dort nicht mehr von den groben Kitteln angewedelt, und doch werden selbst die ärmsten Klassen in Frankreich von keinem andern Volk der Erde an Höflichkeit im geselligen Umgang übertroffen. Das arme arbeitende Volk ist daselbst zum Bewußtsein gekommen, und wartet nun mit Schmerzen der Stunde, wo es heißen wird: Freunde, rückt herauf!

Eine andere Lebensregel für die Zeit der Propaganda und Uebergangsperiode gibt Jesus in:

V. 12. Und er sprach zu dem, der ihn geladen hatte: Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl machest, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Nachbarn, die da reich sind; auf daß Sie dich da nicht etwa wieder laden und dir vergolten werde.

V. 13. Sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden.

V. 14. So bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung des Gerechten.

Denn sie haben es dir nicht zu vergelten! Wir sollen uns daher für empfangene Wohlthaten nicht bedanken. Die Dankbarkeit ist ein Gefühl der Schwäche, welches aus dem Zustand der Armuth, des Elends, der Unterwürfigkeit, der Demuth und Ergebung in den Willen und die Kräfte Anderer hervorgeht.

Der freie Mann bedankt sich für Nichts, und fordert für Nichts Dankbarkeit von Andern.

Weil es sich nach dem Prinzipe der Gemeinschaft von selbst versteht, daß man hilft wo Hülfe nöthig ist, und tafelt wo Ueberfluß ist; darum haben die, denen geholfen und mitgetheilt wird, sich nicht dafür zu bedanken.

Wenn uns der Reiche von seinem Ueberfluß zukommen läßt, so erspare er uns die Dankbarkeit, weil diese der Ausdruck des Gefühles unserer Anhänglichkeit ist, an welches sich der nach gemeinschaftlicher Freiheit Strebende ungern erinnert, nur die Sklaven alter Vorurtheile bedienen sich derselben im Gefühle ihrer Schwäche noch.

Freilich werden unsere Reichen sich vor solcher Tafelgesellschaft von Lahmen, Krüppeln und Blinden, und besonders vor ihrer Unterhaltung bedanken; selbst angenehmere Arme ziehen sie nicht gerne an ihre Tafeln, ohne daß damit irgend eine andere Spekulation, irgend ein anderes Gelüste befriedigt wird. Und doch verlangt der radikale, revolutionäre Jesus von ihnen diese Opfer, ein Beweis, wie streng er dem Prinzip der Gemeinschaft ergeben war.

Im Theater an der Wien spielte Scholz der Komiker in dem Stücke: „Zu ebener Erde und erster Stock" die Rolle des armen Tandler. In diesem Stück kommt eine interessante Stelle vor, die nämlich, wo das Theater in zwei Hälften getheilt wird, zu gleicher Zeit zwei Bühnen vorstellt, eine über der anderen. Oben wird ein großes Gastmahl gehalten, während unten der arme Tandler mit seinen Kindern nichts anderes zu Mittag hat, als ein Stück trocken Brod. In demselben Augenblicke, wo oben die Champagnergläser klirren, und die Gäste jubeln, beteten unten die Kinder schweigend, mit gefalteten Händen über dem trocknen Brod. Scholz sagte in demselben interessanten Augenblick: Oben gehts heut lustig her; wenn die Reichen zu ihren Festen immer die Armen einladen möchten, dann hätten wir alle genug zu essen. — Ein Mann beklatschte diese Worte, aber das Volk schwieg, denn es verstand sie nicht. Ist es möglich!

Darum wollen wir nicht warten, bis uns die Reichen zu ihren Festen einladen, hat uns doch Jesus schon eingeladen; sondern wir wollen kommen und Platz nehmen, denn das Mahl ist bereit.

Das Mahl ist bereit; die gütige Mutter Natur hat für Alle gedeckt, das Prinzip der Gemeinschaft kann, wenn ihr wollt, verwirklicht werden. Der Herr (die Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung) hat seine Knechte (die Verkünder und Lehrer der kommunistischen Freiheit) ausgesandt, um das Volk zum Mahle einzuladen. Aber die Ersten, welche geladen wurden, wurden muthlos, als sie sahen, daß das Gasthaus der Propaganda sich nicht schnell genug füllte, Andere scheuten die Opfer und Mühen, die für die Propaganda nöthig waren; die materiellen persönlichen Interessen beschäftigten sie bald mehr, als das durch die Propaganda allgemeine Interesse. Ich habe zu thun um mir Kleider zu schaffen, um meine Schulden zu bezahlen, um ein Etablissement zu gründen, ich habe viel Lauferei und Geldkosten, der Heirath oder der Kinder wegen. So sagten Viele, und blieben auf halbem Wege zurück, Andern die Arbeit allein überlassend. Sie haben ihren Lohn dahin, denn wahrlich, diese geistige, stille, bewußtvolle Selbstbelohnung in der Brust derjenigen, welche ausharren bis ans Ende, kennen sie nicht. Diese Belohnung ist das Abendmahl, was sie nicht schmecken werden.

Weil nun diese, von welchen man so viel für die gute Sache erwartete, lau wurden, weil man sich wirklich nicht einmal auf die scheinbar Besten verlassen konnte, so laßt uns nun sie Alle ohne Unterschied in das Gasthaus der Propaganda, zum nahe bevorstehenden gemeinschaftlichen Mahle rufen, damit das Haus voll werde.

Kameraden! alte Kampfgenossen! indem ich einen tiefen Blick zurückwerfe auf alle gebrachten Opfer, auf alle gemachten Anstrengungen, wird mir das Herz so voll, so schwer; die Augen drohen überzugehen vor Bewunderung, Liebe und Freude.

Wenn nicht die Geschichte verschiedene Thatsachen und Charakterzüge aus dem Leben eurer Propaganda aufzeichnen wird, so wird diese knickerige, furchtsame Welt Mühe haben, daran zu glauben. Aber der Lohn dafür in der eigenen Brust, ist euch auch um Königreiche nicht feil. Alle die nicht ausharren bis ans Ende werden diesen Lohn nicht schmecken.

Der fehlende Jesus.

Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, als der alleinige Gott. Mark. 10. V. 18.

Dies wollen wir dieser Abhandlung vorausschicken.

Jesus also selbst hielt sich nicht für gut, und noch weniger für vollkommen, hat also niemals die Anmaßung gehabt, sich für einen Gott auszugeben. Nirgends in den Evangelien finden wir, daß er von sich gesagt habe, er seie Gott. In obiger Stelle spricht es sich im Gegentheil durch ihn selbst ganz deutlich aus, daß er nicht für einen Gott gehalten werden wollte, indem er beifügt: Niemand ist gut, denn der alleinige Gott.

Wenn wir nun also in Jesus ein Bild desjenigen, was wir Gott nennen, vorstellen, so ist das, weil wir ohnedem gar kein Bild von dem Begriff Gott haben

würden; ein Begriff aber ohne Bild ist, wenn man dasselbe lieben und anbeten soll, doch etwas zu wenig Poetisches.

Denke darüber nun ein Jeder, wie er will, wenn wir nur Einen Gott uns denken sollen und dieser eine Gott ein Begriff höchster Vollkommenheit ist, so mache ich mir oder meinen Kindern, oder Kranken und Schwachen ein Bild dieser höchsten Vollkommenheit in der Person und Lehre oder Handlung desjenigen, welcher dieser Vollkommenheit am nächsten getreten ist; und mit solchem Gottesbilde kann mit der Zeit — wenn das ältere Vorbild in Lehren und Handlungen, die für die Menschheit allgemein nützlich sind, von einem andern überflügelt wurde — wohl auch gewechselt werden.

Heute finden wir keine, in ihrem Prinzip vollkommene, das Wohl der Menschheit in ihrer Verwirklichung mehr bezweckende Lehre, wenigstens sind alle neuen kommunistischen und socialen Ideen aus dem Schooße derselben aufgetaucht, mithin ist die Vergötterung Jesu ganz an ihrem rechten Platz. Wenn man sich Gott unter der Gestalt eines Menschen oder einen Menschen mit göttlicher Vollkommenheit denken will, so konnte dazu Niemand vortrefflicher sich eignen, als Jesus.

Worin man aber in dieser Beziehung fehlte, ist, daß man ihn gleichsam als ein überirdisches, unnatürliches Wesen hinstellte, indem man annahm, daß derselbe, obwohl in Menschengestalt, dennoch eine allmächtige, übernatürliche Gewalt gehabt habe, und frei von allen Gebrechen, Schwachheiten und Leidenschaften der übrigen Menschen gewesen sei. Daß dem nicht so ist, will ich, da dieß doch für manchen Leser nöthig sein dürfte, in wenigen Stellen beweisen.

Obwohl über viele Vorurtheile erhaben — denn er war sogar für die Abschaffung der Familie, was allgemein als das höchste Extrem der Negationen gilt — so hatte er sich dennoch in der ersten Zeit seines Lehramtes von den nationalen Vorurtheilen seines Volkes noch nicht losgesagt. Math. 10.

V. 5. Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte.

Hier verbot er also, nach jüdischer Sitte, seinen Jüngern den Verkehr mit den Fremden.

Ein andermal bat ihn ein heidnisches Weib, ihrer Tochter zu helfen, welche vom Teufel übel geplagt wurde; er aber antwortete ihr kein Wort, und als den Jüngern das Geschrei des Weibes zu arg wurde und sie ihn baten, dieselbe doch abzufertigen, sagte er:

Math. 15. V. 24. Ich bin nicht gesandt, denn zu den verlornen Schafen vom Hause Israel.

V. 25. Sie aber kam und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr hilf mir.

V. 26. Aber er antwortete: es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde.

Diesem Weibe half er jedoch auf wiederholtes Bitten dennoch, sich über ihren großen Glauben verwundernd, sonst hat er diesen Fremdenhaß oder diese Verachtung der Fremden bald abgelegt, denn später ließ er in der Samariterstätte um Herberge anfragen, die nahmen ihn aber nicht auf; auch kehrte er später öfters bei den Heiden ein.

Mit seiner Mutter schien Jesus nicht immer liebevoll umzugeben, was sich mit der großen, weit aus dem Bereich der Ideen des Familienlebens hinaus gehenden Aufgabe, mit deren Lösung er sich beschäftigte, erklären läßt. Zwischen seinen Ideen und denen seiner Mutter lag auf jedem Fall eine große Kluft. Die Ideen der Mutter gingen nicht über die Grenzen der Hauswirthschaft hinaus, während die Seinigen innerhalb derselben keinen Augenblick geduldig verweilten, sondern immer nach jener großen Allgemeinheit sich hinaus drängten. Durch diese geistige Richtung der Ideen Jesu waren auch die Gefühle seines Herzens absorbirt worden. Er liebte nur in der Allgemeinheit, so daß jede besondere Liebe, die damit unvereinbar war, nur schweren Eingang in sein Herz finden konnte.

Die natürliche Liebe zu Eltern und zu Familie verlor in ihm immer mehr, je mehr die Liebe zur Allgemeinheit bei ihm gewann. Nur auf diese Weise ist die Härte zu deuten, mit welcher er zu verschiedenen Malen seine Mutter abwies und ihr antwortete.

Bei der Hochzeit zu Kanaan, als sie ihm bemerkte, daß man keinen Wein mehr habe, sagte er: Joh. 2.

V. 3. Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: sie haben nicht Wein.

V. 4. Jesus spricht zu ihr: Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen.

Aus V. 10 läßt sich schließen, daß die Gesellschaft des Durstes wegen keinen Wein mehr bedurfte; Jesus schaffte aber doch noch 12 bis 18 Maß Wein an, was

beweist, daß Jesus gerade so wie wir gerne in lustiger Gesellschaft beim Weine weilte. Er konnte beim Wein seine Menschennatur nicht verläugnen.

So hatte er, von der allgemeinen Menschenliebe abstrahirend, seine besonderen Zuneigungen zu Maria Magdalena, Martha, Lazarus und Johannes. Joh. 11. 5. Joh. 13—23. Joh. 19—26. Die erste war in der Stadt als Sünderin bekannt, nämlich als Solche, die öffentlich verachtet ist, mit welcher sich sonst Niemand öffentlich in Berührung setzt. (Luk. 7. 37. 39.) Die Zweite war ihre Schwester, der Dritte ihr Bruder.

Unsere menschliche Natur zeigt sich in Jesus ferner dadurch, daß Hunger, Durst und Müdigkeit gerade so auf ihn einwirkte, als auf uns.

Er suchte wie wir Verfolgungen zu entgehen: Math. 12. 15. Mark. 3. 7. Luk. 5. 16. Luk. 9. 10. Joh. 7. 1, 10. Joh. 10. 39. Joh. 11. 54.

Er verbarg sich am Oehlberg: Joh. 7. 53. Joh. 8. 1, 2.

Er hatte wie wir Todesfurcht: Math. 26. 37—39. Mark. 14. 33, 34, 36. Luk. 12. 50. Luk. 22. 24.

Nun wollen wir einen unpartheiischen, vorurtheilsfreien Blick auf das Verhältniß des Judas Ischariot zu Jesus werfen. Wir werden hier auf dem Grund zweier menschlichen Herzen dieselben Quellen der Leidenschaften wiederfinden, die oft in den unsrigen sprudelnd aufwallten, und Glied und Zunge zum Handeln in Bewegung setzten, ohne der gesunden Vernunft Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Jesus und seine Jünger hatten Alles miteinander in Gemeinschaft. Man kannte damals weniger Bedürfnisse als heute; man war auch nicht so egoistisch als heute. Es war mehr Ueberfluß in Allem; man brauchte keinen Paß zum Reisen; das Betteln war nicht verboten; die Gastfreundschaft jedem Menschen so heilig, wie heute den Leuten ihr Eigenthum. Die Jagd und der Fischfang waren frei, wie auch der Handel.

Man durfte Früchte zur Nahrung sich vom Felde brechen, ohne dafür gestraft zu werden.

Man durfte Leute heilen, wenn man es auch so wenig verstand, wie heute manche Aerzte.

Im Tempel durfte man auch das Maul aufthun, wie die Pfaffen, kurzum, das Leben unter römischer Herrschaft war für den Armen viel freier, als es für sie heute unter ihren verschiedenen, nationalen Herrschaften ist. (Dies führe ich an, um das folgende so deutlich als möglich zu machen.)

Jesus hatte den Jüngern verboten, kein Gold und kein Silber, noch sonst etwas bei sich zu tragen. Was man ihnen unter Weges schenkte, trug Judas in einem Beutel nach.

Es zogen auch viele Weiber mit Jesus und den Aposteln im Lande herum, worunter auch die Sünderin Maria Magdalena (L. 8. 2.), **sowie das Weib des Pflegers Herodis.** (V. 3.) Von diesen Weibern wurden, wie aus dem dritten Verse hervorgeht Jesus und die Jünger unterstützt.

Einst nun fiel es unglücklicher Weise der guten Magdalena ein, das Haupt des geliebten Herrn mit

köstlicher „Narde“ zu salben, oder wie Johannes sagt, die Füße. Nach Math. 26, 7—11. und Mark. 14. 3—7. murrten darüber alle seine Jünger:

> Wozu dieser Unrath? Die Salbe hätte können um 300 Groschen verkauft und das Geld den Armen gegeben werden.

Nach der Meinung Johannes hat nur Judas Ischariot' gemurrt und seinen Herrn angeredet. Jesus antwortete: Joh. 12. 7. Laßt sie mit Frieden. Sie hatte es zu meinem Begräbnisse aufgespart.

> V. 8. Denn Arme habt Ihr allezeit bei euch, mich habt ihr aber nicht allezeit.

Jesus konnte also selbst diese Handlung nicht vertheidigen; er entschuldigte sie blos. „Sie hat es zu meinem Begräbnisse behalten“, will so viel sagen, als: es wird nicht wieder geschehen.

Da die Evangelisten Mathäus und Markus selbst wahrscheinlich bei der Salbung zugegen waren und uns berichten: die Jünger hätten gemurrt, so beweist dies, daß wenigstens sie Beide mit zu den unzufriedenen Jüngern gehörten, denn sonst hätten sie den Bericht anders gemacht; aber hatten sie hierin nicht vollkommen Recht? War die Entrüstung, die ihn beim Anblick dieser Scene der Verschwendung und Eitelkeit ergriffen, nicht ein ganz natürliches, edles Gefühl; bei einem Apostel der Gleichheit, der die Mission hat, den Armen das Reich Gottes zu predigen und den Reichen das Verlassen ihrer Güter?

Jesus hätte seinen Jüngern das ärgerliche Beispiel

nicht geben sollen: sie hatten unter einander Alles gemein, er durfte nicht leiden, daß eine so theure Salbe an ihm verwendet wurde; das Haupt der Jünger war auch nicht gesalbt, warum litt er, daß man das Seinige salbte. Mitunter ist in den jetzigen Verhältnissen des Lebens ein Widerspruch mit dem Prinzip und den Handlungen eines Menschen unvermeidlich, aber in dem vorliegenden Falle liegt gar kein Grund vor, diesen Akt der Eitelkeit zu entschuldigen. Schon der Gedanke, daß sein Haar allein von Salbe triefen werde und das der Jünger nicht, daß dies also ihren Neid erregen könnte, hätte ihn bestimmen sollen, dem Weibe zu wehren.

Daß die Jünger allgemein den Akt mißbilligten, geht aus den drei Evangelisten hervor; selbst Johannes, der nur von Judas berichtet, daß er sich gegen diese Verschwendung geäußert habe, und der der liebste Jünger (auch wieder ein Widerspruch mit dem Prinzip) Jesu war, gibt zu verstehen, daß auch er dieselbe nicht billigen konnte, und rechtfertigt gleichsam durch das Mißtrauen, das er im V. 6 in die Absicht des Judas zu legen sucht, denselben in seiner Aeußerung, und zwar ist dies in folgenden Worten des Evangelisten zu erkennen:

> Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben war.

Hätte er es also in der Absicht gesagt, daß er nach den Armen fragte, so wäre diese Aeußerung nach der Meinung des Johannes ganz recht und billig gewesen; darum muthmaßet derselbe, er habe darum nur gegen

diese Verschwendung sich geäußert, weil er der Kassirer war, und lieber gesehen hätte, das Geld für dieselbe wäre in die Kasse geflossen, um die Kasse desto mehr bestehlen zu können.

Nein, Herr Evangelist, dieses Mißtrauen theilen wir nicht. Wir halten den Judas für einen störrigen, neidigen, eifersüchtigen Menschen, aber nicht für einen Dieb; wir glauben, daß ihm das Prinzip und die Verbreitung desselben so sehr am Herzen lag, als Jesus, daß er für die Verwirklichung desselben eben so viel Muth in die Wagschale der Thätigkeit zu legen im Stande war, daß aber sein falscher Ehrgeiz aufgeregt durch das Mißtrauen Jesu, eine Rachsucht in ihm entzündete, die nur einer Gelegenheit bedurfte, um in blinder Wuth selbst das Gelingen aller für die Ausbreitung der Lehre gemachten gemeinschaftlichen Pläne zu gefährden.

Diese Rachsucht war nun in dem Herzen des Judas entzündet, die Gelegenheit sie in die wilde Flamme der Leidenschaft zu blasen, ließ nun nicht lange mehr auf sich warten. Nach Einigen denselben Abend, nach Andern ein Paar Tage darauf, aßen sie mitsammen das Osterlamm.

Denke man sich nun so ganz in den Kreis Jesu und seiner Jünger hinein, denke man sich welchen hohen Werth ein jeder darauf legen mußte, ein Glied dieser schönen Kette zu sein, welche bestimmt war die wichtigsten Ereignisse durch die Verkündung ihrer Lehre herbeizuziehen, welchen Stolz ein jeder haben mußte, als ein nützliches Glied dieser Kette von seinen Mitbrüdern anerkannt zu sein. Stelle man sich vor, wie diese Apostel sich nun versammeln um ein gemeinschaftliches Festmahl zu halten, was ihnen nicht oft zu Theil wurde,

erwäge man, daß ein solches Mahl nur durch ein gegenseitiges zutrauliches Gespräch gewürzt werden kann, daß wenn man gegen jemanden etwas hat, man ihm dies nicht bei Tisch öffentlich vorhält, um ihm den Bißen, den er in den Mund nimmt, zu Gift zu machen; stelle man sich dies so deutlich wie möglich vor, und versetze man sich in die Lage des Judas, welcher überzeugt war, sich vor ein Paar Tagen durch den Tadel der Salbung den Haß Jesu zugezogen zu haben. Was mag dieser während der Fußwaschung bei der Rede Jesu gefühlt haben, als letzterer zu seinen Jüngern sagte:

Joh. 13. V. 10. Ihr seid rein, aber nicht alle.

Ich kann mir das Gefühl des Judas denken, kann mir vorstellen, wie ihm diese Worte so Zentnerschwer auf das schuldbewußte Herz fielen, aber das Gefühl, welches den Ausspruch dieser Worte aus dem Munde Jesu herbeiführte, kann ich mir nicht denken.

Eben so wenig kann ich es mir denken, als nach diesen Worten folgende fielen:

V. 21. Einer unter Euch wird mich verrathen.

Armes, zerdrücktes Judasherz, das war noch nicht das Ende der geistigen Folter.

V. 26. Der ist es, dem ich den Bißen eintauche und gebe.

Und er tauchte den Bißen ein, und gab ihn Juda, Simonis Ischariot.

Nein, schlagt mich ans Kreuz wenn ihr kreuzigen wollt, wenn ihr Opferer und Märtyrer für die heil. Sache braucht; ich fühle mich stark genug, den Schmerz

zu ertragen aber reicht mir diesen abscheulichen Judasbißen nicht.

Denn ich könnte diesen Schmerz so wenig beherrschen, als Judas, den er zu Verrath und Selbstmord trieb. O Jesus! mein Jesus, wie fürchterlich grausam bist du, in dieser für das Leben zweier Individuen so entscheidende Stunde. Mag dieser unglückliche Judas auch das verworfene Scheusal gewesen sein, das den Gedanken des Verraths, wie man ihm zuschreibt, schon lange im Herzen hegte, immerhin war die bittere Hefe für den schon bis an den Rand gefüllten Kelch zu viel, er mußte überlaufen.

V. 27. Und nach dem Bißen fuhr der Satan in ihm. Da sprach Jesus zu ihm: Was du thust, das thue bald.

V. 30. Da er nun den Bißen genommen hatte, ging er sobald hinaus. Und es war Nacht.

Ja, Nacht war es, schwarze Nacht draußen in der Welt und drinnen im Herzen des Verräthers. Wer hat Kraft, Muth und Erfahrung genug, einen tiefen Blick in die gräßlich wüste Leere zu werfen, die da entsteht, wo ein unerhörter Zufall auf einmal alle Blüthen am Baume des geistigen Lebens vernichtet, wo ein starker geistiger Schlag uns auf einmal, an dem Gefühl und Bewußtsein unserer Erfahrungen, unseres Glaubens und unserer Liebe irre macht, unser voriges kräftiges Ich auf einmal in ein Gestell von Fleisch und Knochen verwandelt, das spricht und handelt ohne zu denken, und denkt ohne zu wissen an was es denkt? Nur wer diese Erfahrung hat, kann lesen was nach dem verfluchten Bißen in den verstecktesten Gründen des Judasherzens vorging.

Wohl! es mag ein schlechtes und verdorbenes Herz gewesen sein, dieses Judasherz, aber vor dem Bißen hatte es nicht daran gedacht, seinen Jesum zu verrathen; dieser Bißen aber mußte für den Judas, mit den denselben begleitenden Worten, ein moralischer Tod sein, denn er raubte ihm auf einmal, was ihn an das Leben fesseln konnte, Ehre, Freundschaft, Liebe, Hoffnung. Alles war für ihn nach diesen Worten für immer dahin. Ihm blieb von seiner Liebe zu Jesus nichts als die fürchterliche Rache, aufgeregt durch jene harten Worte. Hier haßte Judas auf einmal, was er am meisten geliebt hatte. Seine Reue und sein Tod hätten ihn mit der Welt versöhnen und die Flüche der Jahrtausende von ihm abwenden sollen. Er hatte nicht den Muth, seine Schande zu überleben, während in demselben Augenblick Petrus der Felsen, auf den Jesus seine Kirche bauen wollte, dem er die Schlüssel des Himmelreichs gab, seinen Meister dreimal verläugnete.

Auch Jesus hatte in der Salbungsscene jene moralische Folter gelitten, welche den Geist tödtet, ohne das Fleisch zu berühren. Die öffentliche Zurechtweisung wegen der Salbenverschwendung, welche sich Judas erlaubte, mußte leicht begreiflich auf das fühlende Herz Jesu einen starken Eindruck machen. Nicht im Beisein der Fremden, der Weiber und der Jünger, sondern allein unter vier Augen hätte ihm ein verständiger Freund diese Bemerkung machen sollen; aber in der ersten Aufwallung unserer Gefühle wird so mancher unüberlegte Streich gespielt, so manches unüberlegte Wort gesprochen. Dies ist noch ärger, wenn irgend eine Leidenschaft plötzlich aus verstocktem Groll hervorlodert, es gehört eine starke geistige Kraft dazu, in solchen Fällen

vollkommen Meister seiner selbst zu bleiben. Diesen versteckten Groll hatte Judas jedenfalls schon durch die früher gefallenen erwähnten Stichworte von Jesus aufgesogen, und es fehlte nur diese Gelegenheit demselben einen Ausbruch zu geben.

Das Mißtrauen hatte des leidigen persönlichen Interesses wegen seine vergiftenden Krallen in zwei fühlende Herzenden geschlagen. Auch wir haben öfters diesen Kelch gekostet, und werden in dieser Batzenwelt noch manchen Schluck thun müssen, bis wir die bittere Hefe geleert haben.

Die einen trinken davon um dreißig Silberlinge, die andern um fünfundzwanzig Batzen, aber es gibt welche, die keine sechs Kreuzer daran setzen, und doch ihr Gift und ihre Galle hineinmischen.

Aber wir leeren doch den Kelch sammt der Hefe.

Der Umgang mit Sündern.

Alle Evangelien stimmen darin überein, daß Jesus sehr oft die Gesellschaft der Armen und der Liederlichen, Verachteten und Verworfenen aufsuchte. Für sie hatte er die Wohlthaten des neuen Reiches, das er verkündete, bestimmt, sie hielt er für geeignet, die Gründung dieses Reiches ins Werk zu setzen, von ihren Erfahrungen, ihrem durch Leiden gestählten Muth, ihrer Ausdauer und ihrem Hasse des Eigenthums und der Vorrechte hoffte er das Gelingen der Plane, welche der essäische Bund für die Verbreitung der Lehre der Gütergemeinschaft gemacht hatte.

Mit den Zeiten ändern sich bekanntlich die Sitten. So wird man sich erinnern, daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und bei rohen Völkern noch zu Anfang dieses, Schauspieler, Seiltänzer und besonders Schinderknechte als verächtliche, unehrliche Menschen betrachtet wurden, deren Gemeinschaft und Berührung jedes Individuum damals floh; so wie heute die in unsern Instituten lebenden jungen Mädchen den Umgang mit einem öffentlich bekannten Freudenmädchen fliehen würden.

Eben so verachtet waren damals die Leute, welche den Zoll von den Behörden gepachtet hatten, um das Recht zu haben, ihn vom Volke fordern zu dürfen, nämlich die Zöllner.

Unter Sünder versteht man in den Evangelien alle Individuen, welche wir heute schlecht, verworfen, liederlich, ungesittet, arm, gemein u. s. w. nennen. Diese Sünder und jene Zöllner waren es nun, welche Jesus mit besonderem Wohlgefallen aufsuchte, mit ihnen aß und trank, und dabei weder auf zu beobachtende Mäßigkeit, noch besondere mosaische Gebräuche Rücksicht nahm.

Hier folgen einige Beispiele solcher Sündergesellschaften, denen Jesus beiwohnte;

Math. 9. V. 10. Und es begab sich, da er zu Tische saß im Hause, siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen zu Tische mit Jesu und seinen Jüngern.

V. 11. Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu seinen Jüngern: Warum isset euer Meister mit Zöllnern und Sündern?

V. 12. Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen.

V. 13. Gehet aber hin und lernet, was das sei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.

In des Pharisäers Haus saß Jesus zu Tische, als ein Weib zu ihm trat, sich zu seinen Füßen niedersetzte, seine Füße wusch und salbete, und mit ihren aufgelösten Haaren trocken rieb. Dies Weib war Maria Magdalena, die Sünderin, die als solche ihres leichten Lebenswandels in der Stadt bekannt war. Der Pharisäer, dies sehend, sagte:

Lukas 7. V. 39. Wenn dies ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret, denn sie ist eine Sünderin.

V. 40. Jesus antwortete ihm und sprach: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister sag an.

V. 41. Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig 500 Groschen, der andere 50.

V. 42. Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sag an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?

V. 43. Simon antwortete und sprach: Ich achte den, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.

Nun zählt Jesus auf, welche Liebesdienste ihm alle dies Weib verrichtet hat, und schließt mit folgenden Worten:

V. 47. Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet.

Mit gleicher Liebe verzieh Jesus den Ausbruch der Leidenschaft sinnlicher Liebe, und redete, wenn er konnte, dem fehlenden, schwachen Mädchen oder Weibe das Wort; so auch der Ehebrecherin, die auf frischer That ertappt, man zu ihm führte, um durch sein Urtheil zu Gunsten

der Sünderin eine Ursache an ihm zu finden. Lukas 19. kehrt Jesus bei einem reichen Obersten der Zöllner ein.

V. 7. Da sie das sahen, murreten sie Alle, daß er bei einem Sünder einkehre.

Diesen Zöllner nannte das Volk, obgleich er die Hälfte seiner Güter den Armen zu geben versprach, und das mit Betrug erworbene vierfältig wiederersetzen wollte, einen Sünder, wahrscheinlich weil es ein reich gewordener Zöllner war, und also ohne das Volk zu betrügen, dies nicht werden konnte.

Lukas 9. V. 34. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und und trinket; so saget ihr: Siehe der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Freund.

Jesus Christus war also nicht ein Finsterling, Stündeler, Mucker, Schleicher, oder Betbruder, wie man ihn uns mitunter zeichnet, und wie man glauben sollte, wenn man das Thun und Treiben unserer religiösen Finsterlinge, Mucker, Schleicher und Betbrüder mit ansieht; nein, Jesus war ein Lebemann, der inmitten der dornigten Bahn, die er betreten, von den Freudenblumen des kurzen Lebens so viele pflückte, als ihm erlaubt war, ohne das Ziel der Reise zu verfehlen. Jesus wohnte, trotz den Vorurtheilen der Welt, den Festen und Gastmählern der Sünder bei, und scheute die Berührung und den Umgang mit verrufenen Weibern und Mädchen nicht. Viel sündigen, nannte er viel lieben. Als sie auf der Hochzeit zu Kanaan schon trunken waren, verwandelte er noch Wasser in Wein; beim Osterlamm und Wein nahm er von seinen Jüngern und der Welt Abschied,

und solches Liebesmahl empfahl er seinen Nachfolgern, und ersuchte sie dies zu seinem Gedächtniß zu thun.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Jesus reist mit sündigen Weibern und Mädchen im Lande herum, und wird von ihnen unterstützt.

Dieses finden wir deutlich ausgesprochen in Lukas 8., wo es heißt:

V. 1. Und es begab sich darnach, daß er reisete durch die Städte und Märkte und predigt und verkündete das Evangelium vom Reich Gottes, und die Zwölfe mit ihm.

V. 2. Dazu etliche Weiber, die er gesund gemacht hatte von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißt, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren.

Dieß ist dieselbe Maria Magdalena, welche ihm das Haupt gesalbet hatte. Da hier nun gesagt ist, daß sie mit Jesu und seinen Jüngern im Lande herumzog, und die Hauptsalbung nach den drei Evangelisten doch erst kurz vor seinem Tode statt fand, so bleibt so viel gewiß, daß diese Magdalena, welche der Evangelist eine Sünderin nennt, entweder reich oder bemittelt gewesen sein muß, um sowohl die Reisen machen, als auch die Ausgaben für die theure Hauptsalbung bestreiten zu können.

Außer dieser Maria führt Lukas in demselben Kapitel noch folgende Weiber an:

V. 3. Und Johanna, das Weib Chusas, des Pflegers Herodes, und Susanna und **viele andere**, die ihm Handreichung thaten von ihrer Habe.

Hier hat uns also Lukas, außer einem Eheweibe, noch eine Susanna im Gefolge Jesu bezeichnet, und angedeutet, daß außer diesem noch viele andere ihm gefolgt seien, und ihn mit ihren Habseligkeiten, ihrem Gelde u. s. w. unterstützt hätten. Jesus floh also den Umgang mit Weiber nicht, und wäre sein Betragen gegen sie nicht liebreich und angenehm gewesen, so wären wahrlich die jüngeren ihm nicht lange gefolgt, noch weniger hätten sie seinetwegen ihre Männer verlassen, und noch viel weniger hätten sie ihn unterstützt.

So sei denn uns dieser liebende und geliebte Jesus ein Beispiel in den heftigen Kämpfen der Vernunft mit den Vorurtheilen und Leidenschaften. — O Weib, dir wurde viel von ihm verziehen! Als Ehebrecherin sprach er dich frei, den Gesetzen seines Landes zum Trotz, welche von eifersüchtigen, rohen Männern gemacht die Todesstrafe über deine Fehltritte verhängten; als Ehefrau reistest du mit ihm im Lande herum, als büßende Sünderin lagst du mit aufgelösten Haaren zu seinen Füßen und begleitetest ihn und seine Jünger auf ihren Zügen, und als Samariterin, die mit einem Manne außer der Ehe lebte, versprach er dir lebendiges Wasser, wonach dir nie wieder dürsten würde. Er hat viel verziehen, er muß auch viel geliebet haben; laßt ihn unser Vorbild sein:

Wenn die Vorurtheile sich erlauben, den Ausbruch und die Folgen unserer Liebe mit dem Stempel der Verachtung und Schande zu bezeichnen, so laßt uns dieselben

mit stolzer, freier Stirn zurückweisen. Das Gefühl unserer Kraft und unserer gegenseitigen Sympathie sind die alleinigen natürlichen Grenzen unserer Liebe. Nur Vorurtheile, Neid und Mißgunst können uns innerhalb derselben, nur Ausschweifung, Verkäuflichkeit und Elend außerhalb derselben andere bezeichnen.

Die jungen Herzen klopfen sehnsüchtig der Stunde entgegen, in welcher die süßeste der Leidenschaften den Damm durchbrechen darf, den Kinderjahre und Enthaltsamkeit ihr setzen, aber hüte dich feurige, liebestrunkene Jugend, daran die voreilige Hand zu legen, so lange die Natur dir nicht den Becher füllte, den sie dem Maasse deiner Kraft bestimmte. Willst du die volle Rose in ihrer Schöne brechen, so laß sich ihre Knospe gehörig entfalten, damit ihre vor der Zeit gelösten Blätter, sich dir nicht welk entgegensenken. Genieße nicht die unreife Frucht, sondern warte bis sie in der Fülle ihrer Säfte strozt, damit ihr Genuß dir nicht schade, sondern dich stärke und erquicke, und du aus ihren Körnen dereinst junge blühende Pflanzen ziehen mögest, dem Auge eine Freude und dem Herzen eine Wonne.

Wir alle müssen mit der Leidenschaft der Wohllust einen schweren Kampf bestehen, aber nur Wenige gehen daraus mit der ganzen Fülle ihrer Kraft hervor; die meisten werden von dem Gefühle der falschen Scham in den Strom widernatürlicher Leidenschaften gedrängt, von seinem wilden Strudel fortgerissen, geschwächt und entnervt, einer lebendigen Leiche gleich wieder auf den Boden der gesellschaftlichen Zustände gespült, um unsre Leiden durch ihre Gegenwart zu vermehren. Wenige Früchte der Enthaltsamkeit gelangen am Baum des Lebens zur gehöriger Reife; von diesen wenigen verderben

einige in der heutigen gesellschaftlichen Unordnung, während andere in den Krallen wilder unbändiger Ausschweifung verfaulen.

Wohl dem, welcher diesen Kampf mit sich selbst, wenn auch geschwächt, doch siegreich besteht! wohl dem, welcher, wenn er die Kraft der Enthaltsamkeit verliert, noch zur rechten Zeit, das Vorurtheil der Scham beseitigend, seinen Begierden eine natürliche Richtung gibt!

Jünglinge und Mädchen! wenn unfähig zu längerem Widerstande ihr diese letztere Richtung eingeschlagen habt, so schämt euch derselben nicht, belüget und verlasset euch nicht, schämet euch nicht natürliche Väter und Mütter zu werden. Wenn unwissende, heiligscheinende Philister euch drob schmähen und verfolgen, und der Pfarrer und die Alten euch ihren Seegen verweigern, so denket an uns, wir arme Sünder wollen euch nicht in der Schande lassen, welche das Vorurtheil auf euch häuft euch nicht darin verlassen, am wenigsten wenn der Pfarrer euch verläßt, euch nicht verachten, am wenigsten wenn die Betbrüder und Betschwestern der scheinheiligen Welt euch verachten.

Ihr habt euch ja nicht wie sie um schnödes Geld einen jungen Mann oder eine schöne Frau gekauft; was sie kaufen mußten, konntet ihr liebend schenken, was sie verkauften, gabet ihr wohllüstig hin.

Sie müßten mit Geld, Amt und Ehrenstellen die zerbrochenen Schaalen der Liebe erkaufen, während ihr in verborgenen Winkeln den verbotenen Kern naschtet.

Sie mußten einander am Altare aus Interesse versprechen, was sie in der Liebe nicht halten konnten, während ihr sorglos euch der ungestümen Liebe in die nervigen Arme warft.

Beängstiget euch nicht mehr um die Zukunft eurer Leibesfrucht; des üppig empfangenen Kindes der Liebe, es reift einer bessern inniger und kräftiger liebenden irdischen Welt entgegen. Du aber Liebe heuchelnde, Liebe beneidende, Liebe zeigende und verschwendende Welt, nimm an Jesus, Maria und Joseph ein Vorbild deiner Handlungen, sei enthaltsam wie sie, aber liebe und genieße auch wie sie; und wenn der schwache Freund, die schwache Freundin einen Fehltritt thun, so wirf nicht den ersten Stein auf sie, damit man morgen nicht auf dich ihn werfe. Wir fehlen ja Alle. Während der Gerechte selbst nach dem biblischen Gleichniß des Tages siebenzigmal fehlt, soll der Christ seinem Nächsten selbst siebenzigmal siebenmal verzeihen, und obenein seine Feinde lieben, ihnen Gutes thun. Diesem höchsten Grad sittlicher Bildung werden wir immer näher rücken, aber die Vorurtheile, die auf dem Wege zur Liebe uns hindernd im Wege stehen, müssen fallen, die leichtsinnige Samariterin und die büßende Magdalena müssen wieder eine vergebende Aufnahme finden, und dem ehebrecherischen Weibe möge verziehen werden.

Jesus verläugnet die Familie.

Der Begriff einer Brüderschaft aller Menschen hatte bei Jesus eine solche Ausdehnung erhalten, daß der Familienbegriff ganz darin verschwand. Wir haben mehrere äußerst auffallende Beispiele dieser Verläugnungen der Verwandtschaften und Familien.

So will Jemand, den er auffordert ihm nachzufolgen, vorher seinen Vater begraben.

„Laß die Todten ihre Todten begraben", sagte er ihm. Ein anderer, der gleichfalls ihm nachfolgen will, möchte vorher von den Seinen Abschied nehmen. Jesus verwies es ihm: Alles dieses, Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Kinder, Freunde und Anverwandte, Alles soll vergessen werden, und zwar so schnell, daß der Jünger sich gar nicht mehr die Mühe nehmen soll, ihnen etwas von der Absicht zu sagen, oder Abschied von ihnen zu nehmen.

Als Jesus einst in einem Hause saß und lehrte, meldete man ihm an, daß seine Mutter und seine Brüder draußen seien und nach ihm fragen; Lukas 3.

V. 33. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder?

V. 34. Und er sah rings um sich auf die Jünger, die um ihm im Kreise saßen, und sprach: Siehe dies ist meine Mutter und meine Brüder.

V. 35. Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Einen andern Beweis, wie weit Jesus sich von allen Banden der Familie losgemacht hatte, um sich mehr der Allgemeinheit zu weihen, liefert Math. 23, wo er sagt:

V. 9. Und sollt Niemanden Vater heißen, denn Einer ist Euer Vater, der im Himmel ist.

Diese starke Verläugnung der Familie hatte ihren Grund in den Familienverhältnissen Jesu selbst. Als uneheliches Kind der Maria, der armen Magd, war er unter den Vorurtheilen der damaligen Zeit von seinen

Landsleuten verachtet. Joseph, der Zimmermann, hatte durch die Heirath der Maria diesen Flecken von der Stirne Jesu nicht zu löschen vermocht, welchen das dumme Volk darauf zu sehen hartnäckig sich einbildete. Mancher bittre Hohn mag ihm in seinen Kinderjahren darüber zu Ohren gekommen sein; was Wunder also, wenn Jesus, ein vaterloser Waise, lieber ein Kind Gottes, des Vaters aller Menschen, zu werden sich bemühte, als fortwährend den Zustand anerkennen wollte, welcher schon in der Geburt, mit Hülfe des Vorurtheils, Tausenden Ehre und Schande, Vor- und Nachtheile zu bringen befähigt ist?

Indem Jesus die Nachtheile des Vorurtheils fühlte, sah er die Nothwendigkeit ein, sie zu bekämpfen. Nicht in Griechenland auf hohen Schulen hatte Jesus, wie einige Schriftsteller meinen, die Nichtigkeit der Vorurtheile studirt, nein, als Zimmermann ist er von seinem zwölften bis zum dreißigsten Jahre auf Schulen der Erfahrung gegangen.

Wenn nun schon die Geschichte der kurzen Zeit nach seinem dreißigsten Jahre von Gastmählern, von Zechgelagen und Umgang mit Weibern erwähnt, was meint ihr wohl, was uns die in der Vergessenheit begrabenen schönsten Lebensjahre Jesu für Scenen des Schmerzens, der Freude, des Hasses und der Liebe aufweisen würden? Welche merkwürdig wichtige Erfahrungen waren nothwendig, um selbst das Band der Familie dem Begriff der Allgemeinheit zu opfern. Vergesset nicht, daß wenn Jesus die Familie bekämpfte, es die durch die Interesse, durch Erbschaft, Eigennutz und Hoffnung auf Gewinn zusammengehaltene Familie war, diesen Heerd der gesellschaftlichen Verdorbenheit, in welchem sich alle Laster

nisten, um sich von Geschlecht zu Geschlecht zu verbreiten. Tyrannei, Geiz, Habsucht, Neid, Verleumdung, Heuchelei, Falschheit, Untreue, Prügelei, alle diese scheußlichen Laster des Interesses nähren sich in der heutigen durch das Interesse zusammengehaltenen Familie. Liebe und Freundschaft, diese wenigen Gefühle, bedürfen der Familie nicht, um sich zu finden; aber die wahre natürliche Familie kann nur durch sie gegründet werden; diese bedarf aber der Erbschaft, der Hoffnung auf Gewinn und Interesse nicht, wie unsre heutigen Familienverbindungen.

Blos wer sich einigermaßen um das Wohl der Menschheit bekümmert hat, wird gefunden haben, daß diese Vorliebe, die man zu der heutigen engherzigen Familie hegt, allmälig verschwindet, je nachdem die Liebe für alle Menschen in seinem Herzen Platz genommen hat. Auf diese Weise ist die Gleichgültigkeit Jesu gegen seine Anverwandte leicht erklärlich, indem er der größte Menschenfreund war. In seinem Gottesreiche, welches er predigte, ist die allgemeine Liebe erst für Jedermann eine Möglichkeit, was eben in dem heutigen Zustand derselben nur eine Seltenheit, nur ein Schein dieses Naturgesetzes ist, weil es durch naturwidrige Einrichtungen in ihrem Keim erstickt wird.

Laßt uns also die Familie der wir angehören, mehr lieben, als uns selbst; aber die Menschheit, diese große Familie, sei uns mehr werth, als alle vereinzelten Familien.

Jesus predigt den Krieg.

Joh. 18. V. 36. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, aber nun ist mein Reich nicht von dieser Welt.

Dies antwortete Jesus dem Pilatus, als dieser ihn fragte, ob er der Juden König sei. Auf diese Worte stützen sich die Orthodoxen, um von hier aus das ganze christliche Prinzip in die Region der Ideale hinüber zu spiegelfechten, und nur auf Erden ein den politischen Zuständen und der Diplomatie passende Form zu lassen, in welcher sich Armuth und Elend fortwährend geduldig auf den Himmel vertrösten, und so die natürlichen Begehrlichkeiten Einiger recht gut zum Vortheil der Unnatürlichkeiten Anderer bändigen und zügeln lassen. Aber Jesus stand hier vor Gericht, und ich habe schon in den Gleichnissen und Wortspielen gezeigt, wie viel Vorsicht gebraucht wurde, um in den Wortkämpfen dem Extrem, nämlich der Ueberantwortung, vor dem Richter zu entgehen; sollte deswegen Jesus hier auf einmal alle Vorsicht beseitigt haben, um sich jede Möglichkeit zur Rettung, die mit seinem Prinzip vereinbar war, und demselben förderlich gewesen wäre, abzuschneiden? Nein, das hat er nicht, und seine Antwort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, ist nur eine nothwendige Verkleidung seiner Ansichten, denn, fügte er bei: sonst würden meine Diener darum kämpfen; aber **nun** ist mein Reich nicht von dieser Welt. Das Wörtchen „nun“ ist in dieser Stelle von großer Bedeutung. Aber nun (weil sie nicht kommen und kämpfen) ist mein Reich nicht von dieser Welt.

Jesus sah natürlich wohl ein, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht allein durch lehren und predigen zu lösen sei. Er wußte recht gut, daß zwischen der Lehre und der Praxis derselben das Schwert lag, welches nicht umgangen werden konnte; auch hatte er gar keine Furcht vor diesem Schwerte, vor diesem Kampfe, denn er pries ihn selber zu wiederholten Malen an.

Lukas 22. V. 35. Und er sprach zu ihnen: So oft ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche, und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt? Sie sprachen: Nie keinen.

V. 36. Da sprach er zu ihnen: Aber nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desselben gleichen auch die Tasche. Wer aber nicht hat, der verkaufe sein Kleid, und kaufe ein Schwert.

Aus diesen Stellen läßt sich jeder Widerstand gegen die gesellschaftliche Unordnung, gegen die Tyrannei des Eigenthums und die Bedrückung, die mittelst des Geldsystems ausgeübt wird, rechtfertigen. Bisher rieth Jesus seinen Jüngern beständig die Verzichtung auf Geld, Kleider und sonstiges Eigenthum an, denn er wußte, daß während er die Freiheit zu lehren hatte, es den Jüngern schon der gegen sie in Ausübung kommenden Gastfreundschaft wegen an nichts fehlen würde; auch hatte der essäische Bund ein Interesse, den Mann im Nothfalle zu unterstützen, damit er desto kräftiger auftreten könne, und nicht durch Sorge um die Existenz mehr für sein und seiner Jünger Person als für die allgemeine Sache zu kämpfen genöthigt sei. Nun aber, da er seinen Tod und alle Verfolgungen die kommen würden, vor Augen sah, da er sah, daß man der Lehre in der Oeffentlichkeit ein Ende machen wollte, nun wollte

er auch — wenn einmal der aufgeführte Bau zerstört, die kleine Heerde zerstreut werden sollte — daß Extrem gegen Extrem gesetzt werde, wo immer damit etwas zu hoffen sei. Wer also nun einen Beutel, oder eine Tasche hat, wer Aussichten hat auf seinen Lebensunterhalt, und die Mittel dazu, der nehme sie, und wer dies nicht hat, wer so arm ist, daß er nicht einmal Tasche und Beutel besitzt, der verkaufe auch noch sein Kleid, und kaufe ein Schwert. Der also, welcher von nun an keinen Beutel und kein Schwert hat, um dieselben nach dem Beispiel der Uebrigen füllen zu können, der dulde keinen Mangel und keine Entbehrung mehr, der setze die Geduld auf die Seite, kaufe ein Schwert, und sehe zu wie er das Fehlende bekomme.

Schon bei der Aussendung der Jünger sagte Jesus von denen, welche seine Jünger nicht aufnehmen und ihre Reden nicht hören wollten, Math. 10:

V. 15. Wahrlich, ich sage euch: dem Lande der Sodomer und Gomorrer wird es am jüngsten Gericht erträglicher gehen, denn solcher Stadt.

Diesen Städten aber ging es doch schlecht genug; sie wurden beide durch Feuer und Erdbeben zerstört und kaum die Spur blieb von ihnen und ihren Einwohnern übrig.

Ferner sagt Jesus, Lukas 12:

V. 49. Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden: was wollte ich lieber, denn es brennte schon.

V. 51. Meinet ihr, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht.

Matthäus gibt im 10. Kap. seines Evangeliums dieselbe Stelle wieder, jedoch mit einem andern Schluß, wie folgt:

V. 34. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden; ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

In diesen Stellen spricht sich der revolutionäre Zimmermann deutlich genug aus. Er war nicht so dumm und einfältig, dem ohnehin schon armen Volke Demuth, Entbehrung und Entsagung zu predigen, wie es heute die meisten seiner Ausleger machen, und an eine Belohnung im Jenseits für solche feige Entbehrungen zu glauben; er war nicht der Heuchler, der die Armen eines vorgespiegelten überirdischen Glücks wegen mit seiner Lehre um das zeitliche Glück betrügen wollte. Er wußte wohl, daß die Vorrechtler, denen er den Krieg noch mit Worten machen mußte, dadurch nicht vollends besiegt werden würden. Er mußte blind an Verstand und Geist gewesen sein, wie so viele gutmüthige Philister heute, um dies nicht einzusehen. Er sah den Krieg, Aufruhr, Raub und Zwietracht im Gefolge seiner Lehre, und macht schon voraus darauf aufmerksam. Nur so lange predigte er den Frieden, als man das Predigen nicht zu verhindern suchte; als er aber durch die Vorrechtler Verfolgungen dulden mußte, hielt er mit den strengsten Mitteln nicht mehr zurück. Diese Stellung wollen auch wir annehmen. So lange man uns im Einklang mit den bestehenden Gesetzen, erlaubt, auf dem Wege der Ueberzeugung unsrer Lehre Eingang zu verschaffen, so lange wollen wir innerhalb den Schranken dieser Gesetze uns verhalten; geben aber unsere Gegner über die Gesetze hinaus, welche sie selbst machten, dann müssen wir auch ihnen auf dem neuen Kampfplatz folgen. Lasset den Muth nicht sinken, wenn ich euch sage, wir wollen auf dem gesetzlichen Wege der Ueberzeugung dahin

gelangen. Der Verfasser dieses Buches sagt auch dies weder aus Furcht vor den Regierenden, noch aus Feigheit, sondern weil derselbe überzeugt ist, daß man es z. B. in der Schweiz mittelst des Veto dahin bringen kann, und daß alsdann dieser Weg besser ist, als der des Aufruhrs und der Gewalt, wobei immer viel von den vorhandenen Gütern zerstört wird.

Du Leser schüttelst ungläubig den Kopf; daß es je durch das Veto dahin komme, ist dir nicht wahrscheinlich? ich will versuchen, es dir durch Folgendes begreiflich zu machen:

Wenn ich bei Jemanden, der nach meiner Voraussetzung schwer begreifen würde, Propaganda machen will, so sage ich ihm ungefähr: Du arbeitest früh und spät, und bekommst so wenig dafür, daß du dich nicht einmal hinreichend mit deiner Familie sättigen, nöthig kleiden und anständig beherbergen kannst; du hast gar keine sorgenfreie Zukunft vor dir, indem dir das tägliche Brod nicht zugesichert ist, deine ganze Existenz hängt vom reinen Zufall ab, sobald dir der Geld- und Gutsmann deine Arbeit entzieht, oder du krank wirst, so muß du und die Deinigen Noth leiden, kaum daß man euch mit Verachtung von den reichen Gottesgaben kleine Ueberreste, Brosamen, die von der Reichen Tische fallen, unter hundert Zurechtweisungen zuwirft; während der da drüben recht angenehm und im Ueberflusse mit seiner Familie herrlich und in Freuden lebt, ohne daß er oder einer der Seinigen dafür zu arbeiten braucht. Alles, was sie zur Befriedigung ihrer tausendfältigen Bedürfnisse nöthig haben, bekommen sie auf den leisesten Wink, mit allem Gehorsam, von uns armen Leuten, zugestellt.... Ist das Recht?.... Nein! wird da ein Jeder antworten:

das ist nicht Recht! — Würdest du nicht froh sein, wenn das einmal anders würde? — Ja, freilich! wird hier wieder ein Jeder antworten. Mithin ist doch also die große Mehrzahl, kurz alle Uebervortheilte, nach endlicher Einsicht, für eine Aenderung der Dinge, ohne die vermöglichen Menschenfreunde zu berühren, deren es auch gibt, welche das Loos ihrer leidenden Mitmenschen erleichtern und alles Elend und allen Jammer abzuschaffen sich bemühen. Es fehlt doch also weiter nichts, als einem Jeden, der ein tüchtiger Propagandist ist, zu sagen: Komm, und schließe dich an uns an, wir wollen mitsammen berathen, auf welche Weise die wirksamste Propaganda zu machen, und wie unserem betrübten Zustande, in dem wir uns befinden, am bäldesten und besten konne abgeholfen werden? — Z. B. Getraust du dir wohl alle Monate Einen Mitmenschen für unser Prinzip zu gewinnen? Mit der größten Leichtigkeit, wird er antworten. — Glaubst du wohl, daß von denen, die du gewinnst, auch ihrerseits alle Monate jeder einen für die Sache finden oder gewinnen könne? — Das ist gar nicht schwer, wenn man nur will; denn wenn ich wüßte, daß wir dadurch binnen Kurzem zum Ziele kommen könnten, so wollte ich alle meine übrige Zeit daran wenden, um Propaganda zu machen, und mir wäre alsdann nicht bange, alle Woche ein Paar zu finden. So! meinst du? Nun ich will nur alle Monate auf einen rechnen, den jeder dazu bringt, das macht, wenn du heute ganz allein anfingest, bis in 18 Monaten über zweimalhundertsechszigtausend Mann, welche, wenn sie in kleinen Familienkreisen zusammenkommen, und mit einander in Verbindung stehen, nach 18 Monaten ganz allein mit dem Veto durchdringen können. Wir bedürfen also der Putsche nicht, zur Verwirk-

lichung unsers Prinzips, hört ihr's? Aber für den Fall, daß man, um uns entgegenzuwirken, die Freiheit der Presse, der Personen und Meinungen zu beschränken versuchen sollte, für den Fall, daß man uns verhinderte, uns mit einander über die Mittel zur Verbesserung unserer Lage zu berathen, für den Fall müssen wir alle denkbaren Mittel in Reserve halten; hört ihr's?

Jesus hat keinen Respekt vor dem Eigenthum.

Dieses ist leicht begreiflich. Ein Mann, welcher sich sein Leben lang mit der Lösung socialer Fragen beschäftigt, welcher mit eben dieser Materie zu schaffen hat, verfährt dabei nach den Grundsätzen seiner Ueberzeugung; ein Mann, welcher die Gemeinschaft der Güter und der Arbeiten als Heilmittel aller gesellschaftlichen Gebrechen und als nothwendige Grundlage seiner neuen gesellschaftlichen Ordnung annimmt, und in seinen Folgen die Ueberflüssigwerdung des Geldes, der Strafanstalten u. s. w., konnte mit eben diesem gesetzlich beschützten Eigenthum bloß nach seiner Art: verfahren. Dies war Jesus, welcher ausdrücklich sagte, daß er gekommen sei, den Armen das Evangelium (die Freiheit) zu predigen; ein solcher konnte natürlich keinen Respekt vor dem Eigenthum haben, denn dieser Eigenthumsbegriff war es ja gerade, welcher die Verwirklichung der Lehre, die er verkündet, am Hinderlichsten in den Weg trat, welche diejenigen nach und nach arm gemacht hatte, welchen zu helfen und zu rathen er aufgetreten war.

Jeder Angriff gegen das Eigenthum, der von den Kleinen, den Armen, der von unten nach oben ausging, mußte natürlich von ihm entschuldigt, nicht aber verdammt werden, und zwar schon deshalb, weil er ja selbst, gegen alles richten und strafen war, wenigstens dachte er sich nach menschlichen Gesetzen jede Strafe als ein begangenes Unrecht.

Hören wir nun seine Ansicht über den Diebstahl: Math. 5.

V. 40. Und so jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel.

Nun ihr christlichen Eigenthümer von heute, ihr christlichen Juristen und ihr juristischen Christen, was sagt ihr zu der Stelle? Und du Volk, haben sich deine Begriffe darüber, bevor du diese Erklärung fandest, nicht immer verwirrt? Lachen und Unglauben erregten in unsern verkehrten, absichtlich verfälschten Auslegungen der Evangelien diese Stellen, welche nur Denen verständlich sind, die einen tiefen Blick in die socialen Fragen und den zu ihrer Lösung und Verwirklichung der letzteren anzuwendenden Mittel geworfen haben. Denke man sich hier zuerst eine solche Zukunft, wo es kein Geld mehr giebt, wo die Verwaltung die Vertheilung der Arbeiten und Genüsse eines ganzen Volkes leitet; wo alle unnützen Arbeiten wegfielen und Niemand absichtlich faullenzen könnte, weil er die Gelegenheit dazu nicht hätte, und alsdann auch nicht wie heute zu essen erhielt; denke man sich, daß die Erziehung die Jugend zu allgemein rechtschaffenen Menschen heranbildet, daß gegen eine kurze tägliche Arbeit man seine Existenz zugesichert bekäme; denke man, daß in kranken Tagen man viel besser versorgt

und verpflegt würde, als man sich heute eine Idee macht; denke man, daß keine Arbeit und kein Arbeiter verachtet, und Jedermann gleich geehrt ist: ja, denke man sich recht in einen solchen Zustand hinein, den Christus und die heutigen Kommunisten für möglich halten, so wird man finden, daß man darin keine Handlung mehr Diebstahl nennen, daß darin der Diebstahl zur Unmöglichkeit wird, daß Rohheit, Trunksucht, Faulheit u. s. w. in einer solch eingerichteten Gesellschaft naturgemäß ganz weichen würden, und nur Lachen, nicht aber Aerger und Verdruß, für Jemanden erregen würde. Denn was macht es mir alsdann, wenn mein Nachbar kommt, um mir meinen Rock oder Stiefel, oder sonst was, zu stehlen, ich lasse mir von der Verwaltung aus den Magazinen, wenn ich es nöthig habe, gleich wieder andere Stiefel und einen andern Rock geben; denn dann ist die Knauserei von heute verschwunden, wo wenn dies einem Soldaten passirte, man ihn ein langes Verhör bestehen ließ, und ihn dann noch obenein einsperrte; das Alles fällt dann mit den Faullenzerarmeen der Eigenthümer, oder wie sie alle heißen, die heute das Volk ernähren muß, sowie mit den tausenderlei unnützen Arbeiten, die diesen Faullenzerarmeen zur Befriedigung ihrer Phantasie, zur Sicherung ihrer Vorrechte, zur Erhaltung des Bestehenden, dienen, ganz und gar weg, und wie würde man den Nachbar auslachen, wenn der statt zwei Paar Stiefeln nun mit den gestohlenen drei Paar dastehen hätte, und einen Rock mehr im Schrank. Dies nehme ihm ja nur ganz unnützer Weise den Platz in den Möbeln weg, anziehen kann doch immer ein jeder nur ein Paar Stiefel, und ob er sie auch zu drei oder vier Paar zusammenstiehlt, deshalb muß er doch nach wie

vor seine Zeit arbeiten, wie alle andere, und kann für die Stiefel weder Geld, noch Leckerbißen, noch sonst etwas bekommen, weil jeder Stiefel bekommt, aber nichts dafür zu vergeben hat.

Wer nun für die Herbeiführung eines solchen Zustandes arbeitet, der muß sich natürlich denken: so lange das unwissende Volk noch Respekt vor Dem hat, was die Ursache seiner Armuth geworden ist, mittelst dem es gelang, ihm die Früchte seines Fleißes und seiner Mühen zu stehlen, ohne daß es von ihm bemerkt wurde, so lange dieser Respekt vor dem Eigenthum noch existirt, wird es unmöglich anders werden.

Nun sagte freilich Jesus den Armen nicht: „Gehet hin und stehlet!" denn er wußte wohl, daß diese dann in ihrer Dieberei oft eben so ungerecht mit ihrem Nebenmenschen verfahren würden, als jene, welche heute aus reiner Volks- und Nächstenliebe aus purem Patriotismus das Volk bestehlen müssen, weil jeder in diesem Wirrwarr vereinzelt dasteht, und wenn er auch wollte, es allein doch nicht hindern könnte, sondern er sagte den Besitzenden gleichsam: „erhebet kein Geschrei, wenn euch der Arme bestiehlt, denn er würde nicht stehlen, wenn er es nicht brauchte, wenn ihm seine mühsame Arbeit das Nöthigste zusicherte. Wenn ihr nicht mehr gehabt hättet, als er, so hätte man euch nicht bestehlen können." Dies ist wenigstens in den Worten zu verstehen, wo Jesus im Lukas 6. sagt:

V. 30. Wer dir das deine nimmt, dem fordre es nicht wieder.

Folglich hat der Christ kein Recht den Dieb zu bestrafen, weil, so lange es noch Diebe gibt, auch das

Christenthum unter uns nicht praktisch geworden ist. Ihr habt also von Niemanden, der euch das Eurige nimmt, dasselbe wieder zurückzufordern; aber ihr könnt dem, der mehr hat als ihr, das was er auch auf irgend eine Weise gestohlen hat, wieder abnehmen, denn jetzt leben wir noch nicht im Zustande des Christenthums, sondern im Zustande des Kriegs, der persönlichen Interessen. Erst wenn die Armen klüger und die Besitzenden verständiger geworden sind, werden wir uns aus diesem Labyrinth heraus arbeiten.

Jetzt sehen die meisten noch nicht über den Unflath dieser Menge Privatinteressen hinaus, die Blicke jeder Familie, so reich oder so arm sie ist, sind nur auf die zusammengekratzten Haufen gerichtet, nicht ahndend, daß sie, und wenn auch noch so reich, dennoch bei allgemeiner Aufgebung dieser verfluchten Haufen viel besser und viel sittlicher, glücklicher und ruhiger leben würden.

Sie sind blind gleich dem alten Tobias.

Hier bedarf es einer recht bittern Fischgalle; das Haufensammeln muß erschwert und das Heilighalten des Eigenthums beseitigt werden.

So lange das arme und arbeitende Volk vor denen, welche seiner Arbeitsfrüchte zu Haufen gesammelt haben, kriechend, bittend und bettelnd um Arbeit, um Fürbitte oder gar um ein Almosen fleht, so lange in ihrer Brust nicht das Bewußtsein erwacht, von dem was sie sind, so lange wird er jedem glücklichen Ehrgeizigen als eine völlige Maschine dienen. Lange Predigten lassen sich mit diesem Volke nicht anstellen, denn es hat keine Zeit sie anzuhören, und wir keine Gelegenheit sie ihnen zu machen. Wir müssen also das Buch für sie benützen, was in allen Häusern liegt, und welches noch immer in großem

Zutrauen geblieben ist, nämlich die Bibel. Die nun erzählt uns zwar oft vom Almosengeben, weil dies in den jetzigen Zuständen natürlich immer eine schöne Handlung ist, die von gutem Herzen zeugt; allein wir sollen uns nicht auf diese Almosen verlassen, und sollen im größten Elende lieber alles thun, nur nicht betteln. Jesus deutet dies selber an, indem er sagt: Lukas 11.

V. 10. Denn wer da bittet, der nimmt, und wer da suchet, der findet.

Er sagt also nicht: wer bittet, erhält, sondern der nimmt.

In demselben Kapitel wird ein Gleichniß gegeben von Jemanden, dessen Freund um Mitternacht kommt, um drei Brode zu leihen. Der andere, wird angenommen, habe keine Lust aufzustehen, um sie ihm zu geben, so wird er sie ihm doch geben müssen, wenn er fortfährt sie ihm zu verlangen.

V. 8. Ich sage euch, und ob er nicht aufsteht, und gibt ihm darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen, und ihm geben, wie viel er bedarf.

So versteht Jesus das Bitten, und darum sagt er auch, wer da bittet, der nimmt. Er hätte auch eben so gut sagen können: wer da nimmt, der bittet.

Joh. im 16. V. 24. sagt Jesus ebenfalls: bittet, so werdet ihr nehmen.

Lukas im 16. Kap. gibt Jesus das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, der im gerechten Verdacht stand, seines Herrn Güter durchgebracht haben. Dieser letztere

forderte Rechenschaft von ihm, und er sann auf Mittel, seine Existenz zu sichern, da er wußte, daß er in Folge derselben Amt und Brod verlieren werde. Er beschloß also, mit dem Gute seines Herrn sich, so lange er noch im Amt sei, Freunde zu machen, damit sie ihn nach seiner Absetzung zu sich in ihre Häuser nähmen. Er ließ zu diesem Ende jedem Gläubiger seines Herrn von der Summe, die erstere dem letztern schuldeten, herunter, und ließ ihn auf dem Schuldbrief um so viel weniger anmerken. Dieses Verfahren des ungerechten Haushalters lobte nun der Herr, und Jesus sagt nun am Schlusse dieses Gleichnisses seinen Jüngern:

V. 9. Und ich sage euch auch: macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Hieraus läßt sich nun wieder manche Handlung rechtfertigen; so wie Jesus das Gleichniß erklärt, kann man nur darunter verstehen, daß man überall in jedem Verhältniß trachten soll zu Geld und Gut zu kommen, um dasselbe auf eine nützliche Weise anzuwenden.

Das Gleichniß war also wahrscheinlich nicht allein für seine Jünger, welche arm waren, also auch keinen ungerechten Mammon hatten, sondern für die reichen Zuhörer gemacht, denen er sagte:

V. 11. So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige vertrauen?

V. 12. Und so ihr dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben Dasjenige, was eure ist?

Wer nun also in den Fremden, in der Vertheilung der Produkte, die er nicht hervorgebracht, in dem Genuß der Früchte, die er sich ohne Arbeit verschaffte, in

der Benuzung der Kräfte anderer u. s. w., kurz in Allem, was ihm nicht persönlich durch Fleiß und Bedürfniß eigen ist, nicht treu, das heißt nicht gerecht ist, nicht darin für andere dasselbe Verhältniß hergestellt wissen will, als für sich, der verlange auch nicht, daß man ihm gebe, was sein ist, also noch weniger, daß man das seinige respektire. Hätte aber Jesus demnach nur seine Jünger in der Rede des V. 9 gemeint, so wäre dies offenbar eine Aufforderung, sich auf irgend eine ungerechte Weise Geld und Gut zuzueignen, und es auf ungerechte Weise wieder zu vertheilen.

V. 14. Das alles hörten die Pharisäer auch, die waren geizig und spotteten sein.

Und dies Alles werden sie nun auch lesen und sagen: Aus der Bibel läßt sich alles machen, was man will.

Wohl ihr Herren, ihr habt's bewiesen, ihr habt ein Evangelium der Tyrannei, der Bedrückung und der Täuschung daraus gemacht, ich wollte eines der Freiheit, Gleichheit und Gemeinschaft, des Wissens, der Hoffnung und der Liebe daraus machen, wenn es dies nicht schon wäre. Wenn jene sich irrten, so geschah es aus persönlichem Interesse; wenn ich mich irre, so geschieht es aus Liebe für die Menschheit. Meine Absicht ist bekannt, und die Stellen, aus denen ich schöpfe, angemerkt. Der Leser mag nun lesen, prüfen, urtheilen und glauben was er will. Amen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitling, Wilhelm,

Das Evangelium des armen Sünders

Bern 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Misc.Rev.39#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751947-9